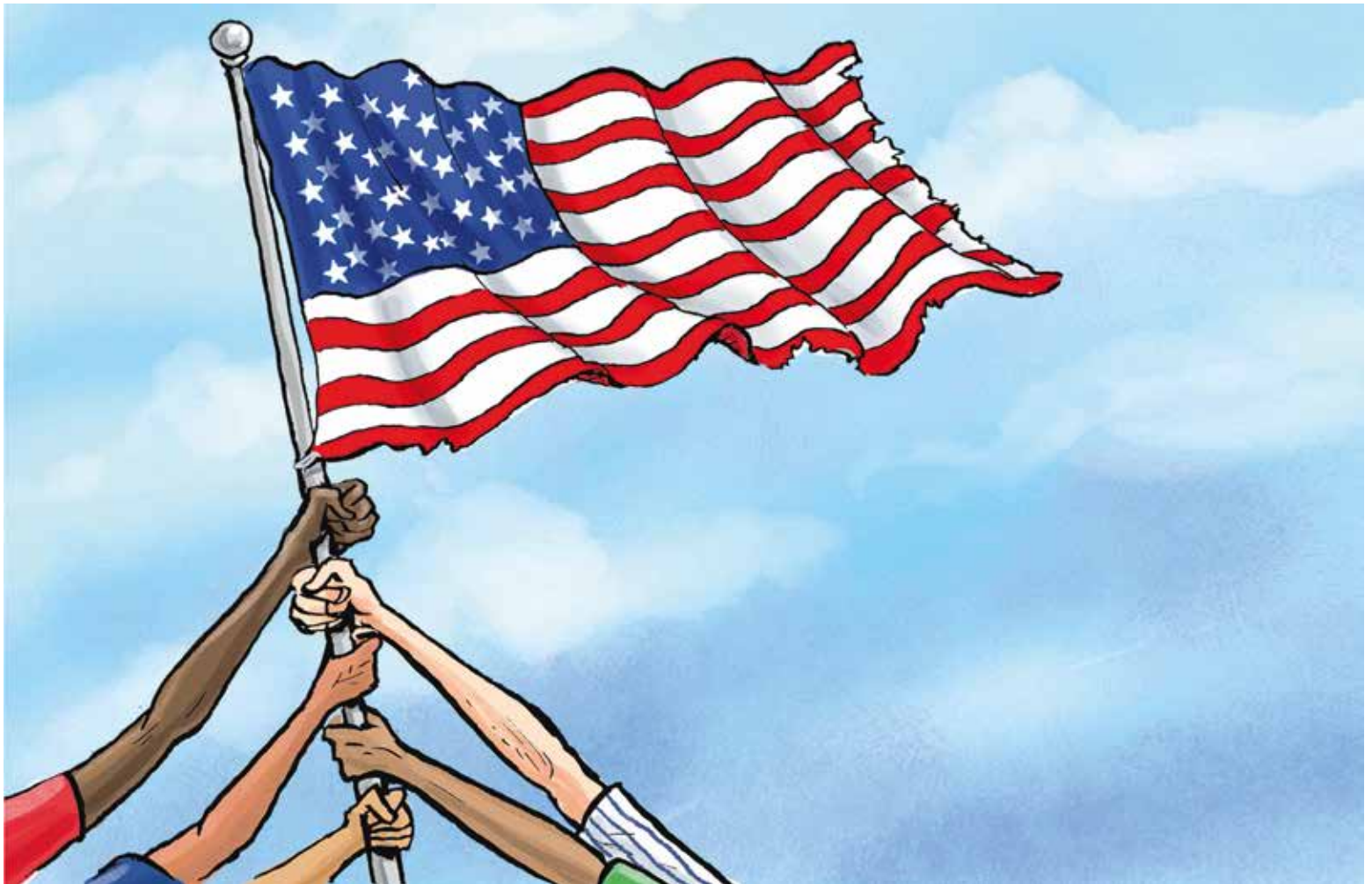


# DIE WELTWOCHEN



## **Amerika trotz allem**

Eine Liebeserklärung an die Vereinigten Staaten.

*Von Hanspeter Born*

## **Das Virus verzieht sich**

Warum bei Corona alle falschlagen. *Von Beda M. Stadler*

## **Verschwörung der reformierten Art**

Wie Kirchen-Präsident Gottfried Locher abgesägt wurde.

*Von Peter Ruch*

**Kult-Bauer Sepp Arnold, 76**  
Besuch beim ältesten  
Influencer der Schweiz

4 194407 006904 24

# Die Weltwoche **schreibt** über Risiken. Unsere Kunden **zeichnen** sie.

Für Versicherer entwickeln wir in Sankt Petersburg, Kaliningrad, Tomsk und Zürich massgeschneiderte Werkzeuge für Pricing und Risikomanagement.

Unsere Lösungen verändern die Welt nicht jede Woche. Aber sie machen sie jeden Tag etwas berechenbarer.

## Verständnis

Experten mit jahrzehntelanger Erfahrung bei führenden Versicherern begleiten Sie von der Spezifikation bis zum Support der Lösung.

## Vertrauen

Als eigentümergeführtes Unternehmen tun wir alles für Ihren langfristigen Erfolg.

## Innovation

Unser internationales Team denkt weiter als nur an den State of the Art.





«Gewaltsame Zerstörung des Staates»: Antifa.

Schwarz gekleidet, verumumt, bewaffnet mit Stöcken, Steinen und Ketten, marodiert die Antifa durch Städte Europas und Amerikas. Friedliche Demonstrationen missbraucht sie für ihre Gewaltorgien, so jüngst in den USA die Kundgebungen gegen Rassismus. «Die Gefährlichkeit der linksextremen Anarcho-Organisation wird von Medien und Politikern heruntergespielt», sagt Andy Ngo, einer der besten Kenner der Antifa-Szene. Offiziell habe sich die Antifa dem Kampf gegen Faschisten verschrieben, in Wirklichkeit jedoch ziele die Truppe auf die gewaltsame Zerstörung des Staates. «Das besonders Gefährliche», so Ngo, «sie kennt keinen Mechanismus für irgendeine Art von Mässigung.» Im Interview mit Urs Gehrigler gibt er Einblick in das Innenleben der revolutionären Schlägertruppe. Und er plädiert dafür, die Antifa als Terrororganisation einzustufen. **Seite 24**

Hansjörg Schneider, 82, ist der erfolgreichste Krimiautor der Schweiz, seine insgesamt zehn Kommissär-Hunkeler-Romane sind Bestseller. Das liegt auch daran, dass viel Schneider in Hunkeler ist, inzwischen auch einiges von Hunkeler in Schneider, und dass die beiden beste Freunde geworden sind und zusammen älter werden. Doch der allerbeste Freund des Schriftstellers sind stets die Worte, und Schneider ist ein gewandter Wortschmied. Seine Gedanken sind das Eisen, aus dem er seine Sätze schlägt, aus denen Geschichten werden. Nicht nur Hunkeler-Stories, sondern auch solche über Abschied und Schmerz, die sich beim Lesen anfühlen, als ob einem einer, mal zärtlich, mal brutal, mit dem Hammer auf das Hirn schläge. **Seite 10**

Er komme ganz ohne Computer aus, gesteht der 76-jährige Sepp Arnold, Kultbauer von «Bauer, ledig, sucht...», am runden Tisch in seiner Stammbeiz in Bürglen. Das Internet sei ihm total fremd, und sein Handy brauche er nur für Notfälle zum Telefonieren. Unvorstellbar, dass die Videos mit ihm viral gehen und er der älteste Influencer der Schweiz ist: Ob auf Tiktok, Instagram, Youtube – das Urner Original ist auf allen Kanälen präsent. Überall stünden Junge Schlange, um ein Selfie mit ihm zu knipsen. Und sogar in den Ferien auf Kuba wurde «Sepp» erkannt. **Seite 46**



Für gute Laune sorgt in diesem Heft der amerikanische Komiker Bob Hope (1903–2003). Sein langes Leben mag man daran ermessen, dass er in vier Kriegen zu den Soldaten reiste, um sie zum Lachen zu bringen: im Zweiten Weltkrieg, im Koreakrieg, im Vietnamkrieg und zuletzt im Golfkrieg. Bob Hope sagte über seine Anfänge: «England war der Schauplatz meines grossartigsten Auftritts: meiner Geburt.» In den USA machte er eine kleine Karriere als Profiboxer, dafür eine umso grössere als Schauspieler, Entertainer und Golfer. Niemand sonst kann sich rühmen, mit neuen Präsidenten Golf gespielt zu haben. Zur Politik meinte Hope: «Wenn man eine Partei nicht besiegen kann, muss man ihr beitreten.»

*Ihre Weltwoche*

**DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN**

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Mitglied der Chefredaktion:** Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehrigler (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky

**Website:** Alex Merz, Tim Tassonis

**Sekretariat:** Sabine Mähner

**Finanzen und Personal:** Tien Köppel

### Verlag:

**Verlagsleiter:** Sandro Gianini

**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:**

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** GLA United

**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Betriebsleiter:** Samuel Hofmann

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

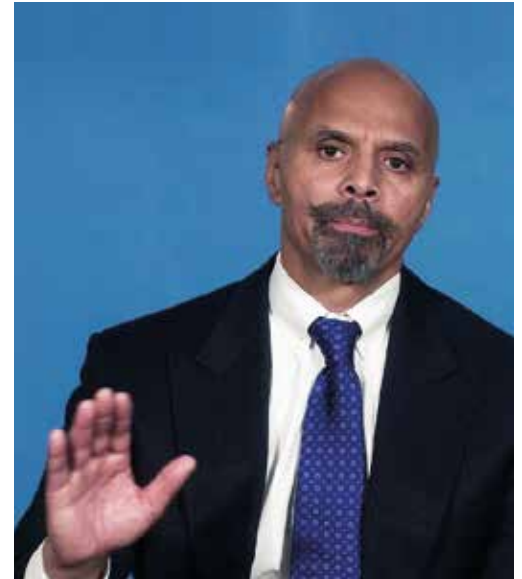
Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Aus Spass wurde Kult: Sepp Arnold. Seite 46



Grandioses Erbe: Ginevra Elkann. Seite 28



«Himmel nochmal, wir hatten sogar einen schwarzen Präsidenten!»

Peter Kirsanow: Seite 34

## Kommentare & Analysen

### 4 Editorial

### 7 Kommentare

Kalter Hauch der Enteignung

### 8 Feminismus Anmassend

### 8 Gesellschaft

Jedem sein kleines Gebiet

### 9 Eilmeldung

Kabale auf reformierte Art

### 10 Kopf der Woche

Die Wildnis des Hansjörg Schneider

### 16 Mörgeli

Nichts als Sandmännchen

### 16 Bodenmann

Schweiz, pack die Badehose ein!

### 17 Medien Die Wahrheit im Check

### 17 Die Deutschen Ami, go home!

### 37 Gumbrecht Geisterfussball

### 41 Eine Frage der Moral

Versuchungen der Macht

## Inland

### 20 Warum alle falschlagen

Beda Stadlers grosse Corona-Bilanz

### 25 Saubannerzüge Ein Verbot der Antifa hat im Bundeshaus keine Chance

### 29 Langer Weg in die Freiheit

Der Fall Hassan Kiko

### 32 Klaus Rózsa

Fotoreporter und Polizistenschreck

### 36 Mathias Reynard Der Walliser

Nationalrat kämpft ums SP-Präsidium

### 40 Kämpferischer Einzelgänger

Erinnerungen an James Schwarzenbach

## Ausland

### 14 Amerika trotz allem

Liebeserklärung von Hanspeter Born

### 24 Zerstörung als Ziel Die Antifa

und die Aufstände in den USA

### 34 Peter Kirsanow Der schwarze

Bürgerrechtsanwalt ist optimistisch

## Wirtschaft & Wissenschaft

### 26 Apotheken der Menschheit

Wie geht es dem Schweizer Wald?

### 27 Bettlachstock Die Natur holt sich das

einst bewirtschaftete Gebiet zurück

### 28 Ginevra Elkann

Italiens stille Prinzessin

### 38 Ökonom Reto Föllmi

Ein bodenständiger Akademiker

### 39 Gesinnungspolizei in Nadelstreifen

Coop und Swiss bestrafen Lieferanten

### 44 Wie der Islam zu retten wäre

Sozialforscher Ruud Koopmans

## Kultur & Gesellschaft

### 23 Steff la Cheffe Die Berner Rapperin hat ihren eigenen Style entdeckt

### 30 Irrweg in die Menschenzucht

Hat jeder Anspruch auf ein Kind?

### 31 Bottega Veneta Hype um Sandalen

*Propaganda ist die Kunst, einem anderen auf den Fuss zu treten und dabei selber «Au» zu schreien.*



## Rubriken

7 Im Auge Lucien Favre

12 Personenkontrolle

13 Nachruf Bonnie Pointer

18 Thiel Survival

18 Leserbrief

19 Fragen Sie Dr. M.

42 Ikone der Woche William Turner

50 Fast verliebt Love Bus

50 Kino Warum läuft der Kerl Amok?

51 Unten durch Pure Fantasie

52 Wein Weinfelder Weinwunder

52 Die Bibel Der Bösewicht drüben

53 Auto Mercedes-AMG C 63 S

53 Jazz Balthasar Streiff / Yannick Wey

58 Tamaras Welt

Ein Hoch auf Lisa Su

# Waffe der Verzweiflung

Rassismus und Wahlkampf in den USA. Von Roger Köppel

Sind die USA ein «systemisch» rassistisches Land? Es wird behauptet. Die Medien beten es nach. Das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* bringt ein Titelbild, das den amerikanischen Präsidenten mit einem Zündholz in der Hand zeigt. Im Hintergrund brennen Strassen und Häuser. Trump, der Brandstifter, der «Feuerteufel».

Widerspruch ist gefährlich. Wer die These bestreitet, dass die Fäulnis des Rassismus am Kern des amerikanischen Staatswesens nage, läuft Gefahr, selber als Rassist ins Visier der Gerechtigkeitskrieger zu geraten. Die repressive Toleranz der Wohlmeinenden richtet sich gegen alles und jeden, der sich die Freiheit herausnimmt, eine andere Meinung zu haben.

In den USA landete ein bekannter weisser Football-Professional am Pranger. Sein Verbrechen? Er postete einen Film im Netz, in dem er erklärt, warum die amerikanische Flagge für ihn kein Schandmal von Unterdrückung und Rassenhass darstelle, sondern ein Respektssymbol der Freiheit. Seine Grossväter hätten im Zweiten Weltkrieg gegen die Nazis gekämpft. Der Shitstorm war gigantisch. Tags darauf musste sich der Footballspieler geknickt entschuldigen wie vor einem Tugendgericht der Französischen Revolution.

Sind die USA ein «strukturell» rassistisches Land? Wahr ist, dass die Vereinigten Staaten von Sklavenhaltern gegründet wurden. Die Väter der Verfassung besangen Freiheit und Gleichheit und fanden nichts dabei, Menschen anderer Hautfarbe als persönliches Eigentum zu halten. Der Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, der Plantagenbesitzer Thomas Jefferson, zeugte mit einer Sklavin zahlreiche Kinder.

Wahr ist aber auch: Die Amerikaner befreiten sich und die Schwarzen in einem äusserst blutigen Bürgerkrieg vom Joch der Sklaverei. Über 600 000 Menschen starben. Mehr als 300 000 Nordstaatler und ihr Präsident Abraham Lincoln gaben ihr Leben, um die Schande der Leibeigenschaft zu beenden. Die Diskriminierungen gingen weiter, aber ebenso die Anstrengungen der Behörden, die Ungerechtigkeiten aufzuheben.

Die Amerikaner opferten Zehntausende, um das Rassenregime Hitlers im Zweiten Weltkrieg zu beseitigen. Sie schützten mit ihren Raketen Europa davor, von der Sowjetunion versklavt zu werden. Mit nobler Vergeblichkeit schickten sie ihre Truppen in die Wüsten und Urwälder dieser Welt, um befreundeten Staaten, die sie von Mächten der Finsternis bedroht sahen, zu Hilfe zu eilen. Die Amerikaner haben

überall ihre Freiheit verteidigt, aber oft eben auch die Freiheit anderer.

Ein «strukturell» rassistisches Land wählt kaum für zwei Amtsperioden einen Schwarzen ins höchste Regierungsamt. Barack Obama setzte sich zweimal gegen weisse Gegenkandidaten durch. Auch der derzeitige Amtsinhaber ist kein Redneck aus den Wäldern Georgias.

Donald Trump, der Unternehmer, verbrachte Jahre im Showgeschäft. Viele seiner Freunde sind schwarze Sportler und Entertainer. Sein Schwiegersohn entstammt einer jüdischen Familie. Als Trump vor vier Jahren gewählt wurde, stimmten die Schwarzen und Hispanics in rekordverdächtig hoher Zahl für den weissen Republikaner. Seine Umfragewerte bei den schwarzen Wählern sind während der Unruhen sogar noch gestiegen, von 26 Prozent auf für einen Republikaner sensationelle 40 Prozent. Was die Medien verschweigen.

Das neue Modewort lautet «struktureller Rassismus». Der Begriff hat den Vorteil, dass er sich selber begründet. Man nehme jede mutmasslich rassistische Untat und leite daraus die gewünschten Verallgemeinerungen ab. So wird aus der statistischen Tatsache, dass unter den Straftätern, Armen und Gescheiterten überdurchschnittlich viele Schwarze zu finden sind, die selbstverständliche Behauptung, der unausrottbare, angeborene, «strukturelle» Rassismus sei schuld. Die Opfertheorie bedient sowohl das Selbstmitleid der angeblich ewig Diskriminierten wie auch den Schuldkomplex der angeblich ewigen Unterdrücker. Sie schmeichelt jenen, die sich jetzt als grosse Helden dieser neuen, eingebildeten Sklavenbefreiung inszenieren.

Eine fatale Rolle spielen die Medien. Sie haben den unbestrittenen Fall polizeilicher Brutalität gegen George Floyd, einen verurteilten Gewaltkriminellen, in Minneapolis ansatzlos zum rassistisch motivierten Verbrechen erklärt. Elementare Verfahren des Rechtsstaats wurden weder



gefordert noch abgewartet. Willig erliegen die Journalisten der Versuchung, den Einzelfall zum nützlichen Symbol einer allgemeinen Rassenunterdrückung in den USA hochzustemmen. Die emotionale Schockwirkung der Bilder ersetzt jedes Argument. Wer sich ihr entgegenstellt, droht von der Wutwalze überrollt zu werden.

Aus Distanz fällt es schwer, die masslose Feindseligkeit der Medien gegen US-Präsident Donald Trump nachzuvollziehen. Seit seinem Amtsantritt haben die Journalisten im Gleichschritt mit den US-Demokraten alles versucht, um die von ihnen als Schock empfundene Wahl von 2016 am Wähler vorbei wieder rückgängig zu machen. Trump wurde als Frauenbelästiger und als Handlanger im Dienste Putins verfolgt. Man dichtete ihm mit fingierten Dossiers Sexorgien in Moskau an. Sogar ein Amtsenthebungsverfahren wurde unter journalistischem Applaus lanciert – alles vergeblich.

Zu beobachten ist das faszinierende Phänomen, wie die Demokraten, eine traditionsreiche Partei, die für sich einen Nimbus intellektueller Überlegenheit geltend macht, jeden Anspruch auf eine inhaltliche politische Auseinandersetzung preiszugeben scheinen, um stattdessen auf den Mann zu spielen. Die Verzweiflungswaffe des Rassismus soll den Todfeind endlich aus dem Weissen Haus entfernen. Interessanterweise finden die heftigsten Rassenunruhen derzeit in demokratisch regierten Städten wie Minneapolis, New York oder Los Angeles statt. Ob das Manöver trotzdem gelingt? Die obsessive Verfechtung Trumps ist für die Linke inzwischen eine Art Programmersatz. Sie dient wohl auch dem Zweck, den Mangel an einem eigenen, wirklich geeigneten Kandidaten zu verdecken. Der Präsident kann sich einigermassen sicher fühlen, solange keine besseren Gegner des Weges kommen.



## A Plus Reinigungen

- Kundenorientiert
- Selbstkritisch
- Partnerschaftlich

... auch in der Krise.



Tel 0844 802 166, info@aplus.ch, aplus.ch

# Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.chlimbergsteig.ch](http://www.chlimbergsteig.ch)



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8070 **Dietikon**, Land Josef Tel. 044 316 13 11  
Preis CHF 901'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.duo-dietikon.ch](http://www.duo-dietikon.ch)



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'332'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. EFH  
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 506'000.-, Bezug ab Herbst 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung  
8470 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 1'100'000.-, Bezug ab Sommer 2021  
[www.calmacasa.ch](http://www.calmacasa.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**  
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**Lerch&Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich

Stand April 2020

# Kalter Hauch der Enteignung

Von Florian Schwab — Das Parlament fordert eine rückwirkende Mietzinsreduktion für gewerbliche Mieter. Der Umgang mit der in der Verfassung verankerten Eigentumsgarantie ist erschreckend.



Zerschlagenes Geschirr: Bundesrat Parmelin.

Das Schweizer Parlament hat soeben einen zweifelhaften Rekord aufgestellt. Alle Geschäfte, die aufgrund des Corona-Shutdowns geschlossen hatten (und weniger als 15 000 Franken Miete im Monat zahlen), müssen für zwei Monate nur 40 Prozent des Mietzinses entrichten. Das haben National- und Ständerat dieser Tage in der Hektik der Krisenpolitik entschieden. Auf dem Schaden bleiben die Vermieter sitzen. Man kann von einem kleinen Enteignungsakt sprechen, zu dem sich das Parlament hier – gegen den Willen des Bundesrats – selbst ermächtigt hat. Kein anderes Land in Europa greift so weitgehend in bestehende Verträge unter Privaten ein. Nicht einmal das sozialistisch regierte Spanien traute sich so weit vor.

Treibende Kraft in Bern war vor allem die Linke. Seit Monaten beklagt sie, dass die Vermieter die Einzigen seien, die unbeschadet durch die Corona-Wirtschaftskrise kämen. Das ist auf verschiedenen Ebenen falsch. Erstens sind viele Vermieter freiwillig ihren notleidenden Mietern entgegengekommen. Zweitens gibt es noch andere Gruppen, die keine Abstriche machen mussten und die eher zum Protektorat der Linken zählen: Staatsangestellte und Rentner. Und drittens ist das Schweizer Mietrecht durchaus auf behördlich verordnete Betriebsschliessungen vorbereitet.

Wenn beispielsweise eine Gemeinde die Strasse vor einem Restaurant umgräbt, dann ist sowieso eine Reduktion des Mietzinses vorgesehen, die im Einzelfall einvernehmlich oder gerichtlich festgesetzt wird. Auch waren in einzelnen Kantonen bereits staatliche Hilfen zur Entschärfung des Mietzinsproblems auf den Weg gebracht worden.

Es hätte also eigentlich keinen Grund dafür gegeben, dass das Parlament von oben ein einheitliches Vorgehen zwischen Zürcher Bahnhofstrasse und Berner Jura dekretiert. Dabei hebelt es nicht nur den bewährten Grundsatz der Subsidiarität aus, sondern auch die Eigentumsgarantie der Bundesverfassung. Und zwar mit der Brechstange, schliesslich will es eine rückwirkende Anwendung neuer gesetzlicher Bestimmungen, was allein schon aus Überlegungen der Rechtssicherheit verpönt ist.

Dass die Linke begeistert die Gelegenheit zur Enteignung ergreift, erstaunt angesichts ihres etwas gestörten Verhältnisses zum Immobilieneigentum nicht (Stichwort: Mietpreisbremsen). Sehr wohl überraschend ist hingegen, dass sogar ein von den Bürgerlichen dominierter Ständerat einem solchen Ansinnen mit 20 zu 19 Stimmen, bei 4 Enthaltungen, zustimmt.

## Heldenhafter Widerstand

Die Schuldige in diesem Fall ist schnell ausgemacht: Es ist die CVP, die der 40-Prozent-Regel über die Ziellinie verhalf. Heldenhaften Widerstand gegen die eigene Partei leistete der Appenzell Innerrhoder Ständerat Daniel Fässler, wenn auch vergeblich. Mit Blick auf die Zukunft muss sich jeder Eigentümer in der Schweiz vorsehen; das Parlament erweist sich als unzuverlässiger Hüter der Eigentumsgarantie.

Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) muss jetzt gegen seinen Willen einen Wunsch des Parlaments umsetzen, von dem der Bundesrat und viele Juristen glauben, dass er verfassungswidrig ist. Das von Parmelin formulierte Gesetz muss noch einmal das Parlament passieren. Im besten Fall scheitert es dann doch noch an rechtsstaatlichen Skrupeln. Sollte der momentane Wille des Parlaments hingegen Gesetz werden, wäre es nur angemessen, wenn die Gerichte den Bund verpflichten würden, für die daraus resultierenden Schäden zu haften – aus Porzellanläden ist die bewährte Regel bekannt, wonach man zerschlagenes Geschirr bezahlen muss.

# Rudelbildung



Lucien Favre, Fussballtrainer.

Lucien Favre stammt, wie der Tennisspieler Stan Wawrinka, aus dem Bauerndorf 1040 Saint-Barthélemy VD, das schon vor tausend Jahren urkundlich erwähnt wurde. Beides gefürchtete Schweiger. Die Menschen dort, gegenwärtig 781 Einwohner, ertrugen Plagen und Katastrophen. Das ist eingraviert in Favres Charakter. Sportjournalisten sind moderne Jäger und Sammler. Sie jagen Fussballtrainer und sammeln ihre Skalpe. Besonders gerne treiben sie ein Opfer vor sich her, das darauf nicht reagiert, wie jetzt dieser verstockte Favre in Dortmund. Er gibt ihnen zu verstehen, dass sie nichts verstehen. Das führt zu beleidigter Rudelbildung, man will auf der richtigen Seite stehen, falls die Guillotine fällt.

Besonders grotesk wurde es einst, als sie Otto Rehhagel bei Bayern München, gefüttert von intriganten Stars, zur Strecke brachten. Den Trainer, auf den sie herabschauten, weil er Flachmaler gelernt hatte und trotzdem gerne in die Oper ging und mehr auf seine Frau hörte als auf sie. Peinlich, Rehhagel stieg dann mit dem 1.FC Kaiserslautern auf und gewann gleich die Meisterschaft. Später machte er sich in Griechenland sagenhafte Jahre als transzendentaler Held «Rehakles», er wurde Europameister, ohne ein Wort Griechisch.

Der Bauernsohn Favre, 62, spricht passabel Deutsch. Mit den Spielern, aber unwillig mit der Journaille. Als er unlängst gegen Bayern München verlor und damit vermutlich den Titel, schwoll wieder das Halali an wie schon vor und selbst während der ereignislosen Corona-Pause. Zwei Borussia-Diven flogen unerlaubt zu ihrem Vertrauensfriseur. Wo bleibt Favres Autorität? Vergessen, wie er in Nizza den bösen Buben Balotelli zähmte. Favre geht der Ruf voraus, dass er Spieler überall besser – und teurer – macht, bei Yverdon, Servette Genf, im FC Zürich (wo er 25 Jahre Finsternis beendete), bei Hertha Berlin, in Mönchengladbach, wo er selber schweigend den Bettel hinwarf, als ihm die Mannschaft nicht mehr folgte. Er werde reden, in ein paar Wochen, sagt er. *Peter Hartmann*

## Anmassend

Linke Frauenverbände spielen sich als einzige politische Stimme der Frauen im Land auf.

Ein Jahr nach dem Frauenstreik gönnt sich der Nationalrat eine dringliche Debatte zur Gleichstellung. In der laufenden Session wird er darüber diskutieren, welche diesbezüglichen Lehren man aus der Corona-Krise ziehen kann. Nun würde man meinen, dass die von rekordhoher Arbeitslosigkeit bedrohte Schweiz derzeit andere Probleme habe als Gleichstellungsbedürfnissen. Doch weit gefehlt: Die Krise habe die geschlechterspezifischen Probleme unserer Gesellschaft offengelegt, es gebe «enormen staatlichen Handlungsbedarf», heisst es von links-grüner Seite, die den Streik-Jahrestag nicht ungenutzt verstreichen lassen will.

Begleitet wird das Ganze von einem dringlichen Appell des Frauenbündnisses 2020 an Bundesrat und Parlament, angeführt von der Frauendachorganisation Alliance F und dominiert von linken Organisationen. Man vertrete

### Die Forderungen des Bündnisses könnten direkt aus einem Gewerkschaftsbüro stammen.

«Millionen Frauen\*» in der Schweiz, heisst es darin. Die Forderungen des Bündnisses könnten direkt aus einem Gewerkschaftsbüro stammen: staatlich finanzierte Kinderbetreuung, mehr Geld fürs Pflegepersonal, Präventionskampagnen aller Art und vieles mehr.

Nun ist es linksfeministischen Kreisen unbenommen, für ihre Anliegen einzutreten. Höchster Ärgerlich ist es aber, wenn sie vorgeben, im Namen aller Frauen zu sprechen, und so tun, als wüssten sie die grosse Mehrheit der Schweizerinnen hinter sich. Das gilt gerade auch für die einst gutbürgerliche Alliance F, die im Laufe der Jahre bedauerlicherweise arg vom Kurs abgekommen ist. Heute wird der Verband von der grünen Ständerätin Maya Graf und der grünliberalen Nationalrätin Kathrin Bertschy präsidiert und vertritt zuverlässig nur eine Meinung: Überall im Leben braucht es mehr Staat, mehr Umerziehung, weniger Eigenverantwortung, weniger Privatheit.

Als Frau möchte man sich nicht von derart einseitig denkenden Kreisen vereinnahmen lassen, die finden, sie hätten das Monopol auf die einzig richtige weibliche Meinung. Und man möchte das eigene Geschlecht nicht dauernd in die Opferrolle gesteckt sehen, nur weil sich das politisch so prima ausschlagen lässt.

Katharina Fontana

## Jedem seine kleine Insel

Von Beat Gygi — Die Regeln zum Abstandhalten haben gezeigt, wie es ist, im Alltag plötzlich wieder mehr Platz zu haben. Das birgt einige Brisanz.

Die Vorschriften zur Epidemie-Bekämpfung geben der Bevölkerung in der Schweiz detaillierte Verhaltensregeln vor, unter anderem die Weisung «Abstand halten». Auch nach den jüngsten Lockerungsmassnahmen ab 6. Juni gilt die Vorgabe, den Abstand von zwei Metern einzuhalten; damit schützt man sich und andere vor einer Ansteckung. Das macht es für Restaurants ja derart schwierig, einen normalen Betrieb aufzunehmen, und führt zu einem aufwendigen und komplizierten Unterricht in Schulen. Die Abstandsregel empfindet man als Belastung, als Einengung des persönlichen Handlungsspielraums durch die Obrigkeit, als Verlust von Freiheit.

### Eindringlinge werden zurückgewiesen

Moment, bei näherem Hinsehen muss man sagen: Das ist nicht die ganze Geschichte, es gibt auch eine ganz andere Sichtweise, eigentlich ist das Gegenteil der Fall. Bei nüchterner Betrachtung hat jeder und jede mit dem Distanzbefehl ja plötzlich einen Raum von zwei Meter Radius beziehungsweise vier Meter Durchmesser um sich herum zugesprochen erhalten, in den andere Leute nach Möglichkeit nicht eindringen sollten. Dieser Raum stellt eine Art persönliches Hoheitsgebiet dar, ist offiziell zugesagt, wie ein Eigentumsrecht an der Sphäre um sich herum. So betrachtet, hat die Corona-Politik bei Millionen von Menschen ein Eigentums-Gefühl angesprochen.

Das Verhalten der Leute passt jedenfalls zu dieser Sicht. Kam man vor allem in der Shutdown-Phase anderen Personen im Lebensmittel Laden zu nah, erntete man von ihnen einen bösen Blick, andere machten einen Bogen um einen herum, beim Aussteigen aus dem Zug liessen viele lieber den anderen grosszügig vorritt, um ihnen nicht zu nahe zu kommen. Die Festlegung einer unsichtbaren Privatsphäre von vier Meter Durchmesser hat sich im Alltagsleben somit rasch auf die Verhaltensformen ausgewirkt. Instinktiv neigten die Menschen dazu, das eigene Gebiet zu verteidigen und Eindringlinge zurückzuweisen, und umgekehrt zeigten sie auch Hemmungen, ungefragt fremdes Terrain zu betreten.

Man hat also auf ähnliche Weise zwischen Mein und Dein zu unterscheiden begonnen, wie dies bei gängigen Eigentumsrechten die Regel ist. Betrachtet man die grafische Animation der neuen Swiss-Covid-App für Handys, wird diese Sicht anschaulich bekräftigt: Auf

dem landkartenähnlichen Plan werden die in Bewegung befindlichen Menschen als Punkte dargestellt, die einen Kreis um sich tragen, der ihr persönliches Hoheitsgebiet darstellt. Wenn die Kreise kollidieren, gibt es eine Ansteckung. Damit liegt natürlich der Einwand nah, dass es ja nicht die freie persönliche Zone an sich sei, die den Menschen wertvoll erscheine, sondern der mit der Distanz verbundene Schutz vor einer Ansteckung mit dem Coronavirus.

Aber das Nichtbedrängtwerden haben die Menschen ebenfalls schätzen gelernt. In halbleeren Zügen war das Reisen jüngst viel angenehmer als in den überfüllten Wagen, wie sie bis im Februar zum Alltag gehörten. Auch an anderen Orten, an denen man bei voll aufgedrehtem Geschäfts- und Gesellschaftsleben die neue Dichte am eigenen Leib spüren wird, werden sich viele daran erinnern, welchen Freiraum sie mit Distanzschutz gehabt haben. Wenn der Staat die Anti-Epidemie-Vorschriften nun weiter lockert und die Distanzvorgabe aufhebt, setzt er viele Leute wieder einer schärferen Konkurrenz um den Raum aus und nimmt ihnen ihr kleines Hoheitsgebiet weg, das er vorher gewährt hatte. Es kann gut sein, dass viele dies als Verlust empfinden und dass Themen wie Dichtestress und Überfüllung dann umso mehr Aufmerksamkeit erhalten.



Womnen des Nicht-Bedrängtwerdens.



## Kabale auf reformierte Art

Von Peter Ruch — Die meisten Verschwörungstheorien schüren bloss das Misstrauen. Das ändert nichts daran, dass zuweilen echte Verschwörungen stattfinden.



Auftragstreue und Vertrauen: Kirchenhirten Gaillard (l.) und Locher.

Nehmen wir zum Beispiel die Bibel: Da verschworen sich Davids Anhänger gegen den König Saul (1. Samuel 22). Eine Verschwörung ist eine geheime Absprache einiger weniger Personen zum Nachteil eines Dritten. Genau dies ist in der Exekutive der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) geschehen. Die Vorgeschichte bestand in Annäherungen zwischen dem Präsidenten, Gottfried Locher, und einer Mitarbeiterin im Jahr 2011, die hier nicht im Detail auszubreiten sind. Die beiden Familien kannten sich seit Jahren. Die Frau war bei der EKS (damals Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund)

### Das Vorgehen gegen Locher zeugt von einer Verwilderung der Rechtsauffassung.

von 2011 bis 2013 als Mitarbeiterin tätig. Die Annäherung geschah einvernehmlich, und Lochers Ehefrau wusste davon. Es handelte sich nicht um eine sexuelle Belästigung. Niemand hat diesbezüglich in all den Jahren gegen Gottfried Locher Klage eingereicht. Nun haben seit einigen Monaten oder Wochen Mitglieder der EKS-Exekutive, der Locher als Präsident vorsteht, mit jener Frau Kontakte gepflegt und Absprachen getroffen. Es wurde

ein Drehbuch erarbeitet mit dem Ziel, einen Beschwerdebrief als Auslöser für eine Attacke gegen Locher in die Hände zu bekommen. Zum Vornherein haben sie auch Rechtsanwälte und PR-Leute beigezogen – und damit nebenbei das Amtsgeheimnis verletzt.

### Wohlpräparierte Intrige

An der Videositzung von Ostermontag, dem 13. April, erging dann eine Information von Vizepräsidentin Esther Gaillard an die insgesamt sieben Mitglieder des Rates der EKS, laut der eine Frau einen Beschwerdebrief gegen Locher eingereicht habe. Der Name der Frau wurde verschwiegen. Der Brief datiert vom 25. März und wurde von Gaillard bis am 13. April unter Verschluss gehalten. Locher hörte zum ersten Mal von den Vorwürfen, obschon wochenlang Gelegenheit bestanden hätte, ihn damit zu konfrontieren. Er war nicht in der Lage, aus dem Stand dazu Stellung zu nehmen, was fälschlicherweise als Verzicht auf das rechtliche Gehör erscheinen konnte. Von Unvoreingenommenheit keine Spur.

Sogleich wurden Anwälte und eine PR-Agentur bei der Videositzung zugeschaltet, die bereits mit Mediencommuniqués aufwarteten. Die dafür angefallenen Kosten in sechsstelliger Höhe wurden womöglich aus den Kirchen-

steuern bezahlt. Schliesslich wurde Locher gezwungen, in den Ausstand zu treten. Es gab im Rat Widerspruch, doch die Mehrheit deckte das Vorgehen. Locher bemühte sich dann zwischen Ostern und Pfingsten, die Vorwürfe zu klären und die Lage zu bereinigen. Die Konsultation einer Anwältin auf eigene Kosten zeigte ihm indes, dass der Rechtsweg finanziell unberechenbar und daher nicht gangbar wäre. Vor allem sah er sich durch die Angriffe ausserstande, das Präsidium weiterhin auszuüben, und erklärte deshalb Ende Mai seinen Rücktritt. Bereits am 24. April war die Pfarrerin Sabine Brändlin, die sich ebenfalls gegen Locher engagiert hatte, von ihrem Amt im EKS-Rat zurückgetreten.

### Schlimmer als in Boxclub

Das Vorgehen gegen Locher zeugt von einer Verwilderung der Rechtsauffassung unter EKS-Rats-Mitgliedern, die man keinem Boxclub nachsehen würde. Für die Wahl, Abwahl oder im Falle der Anschuldigung eines ihrer Mitglieder ist nicht der Rat, sondern die Synode (Legislative) zuständig. Zudem gibt es wie in jeder öffentlich-rechtlichen Körperschaft eine Geschäftsprüfungskommission, der man allfällige Missstände und mutmassliches Fehlverhalten zur Prüfung unterbreiten kann. Nebenbei wurden auch Lochers Persönlichkeitsrechte verletzt. Die juristischen Fehlritte sind aber in der Kirche nicht der höchste Massstab. Hier geht es ja letztlich um die Verkündigung der Liebe und Zuwendung Gottes. Die Angreiferinnen haben ihrem Kollegen jegliches Wohlwollen verweigert und ihn in eine verhängnisvolle Lage getrieben. Es gibt viele Gründe, weshalb Menschen einander nicht mögen oder in Sachfragen unterschiedliche Überzeugungen haben. Die Kirche hat jahrhundertlang entsprechende Differenzen ertragen und – nicht immer vorbildlich – ausge tragen. Zum Auftrag der Kirche gehört es, der Welt ein Beispiel für friedliche Konfliktbewältigung und Vergebung zu geben. Geht sie im Intrigantentum voran, ist sie nicht mehr Kirche und hat keine Zukunft.

Die Synode hat der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz eine neue Verfassung gegeben, welche am 1. Januar 2020 in Kraft trat. Diese war umstritten, doch bestand die Hoffnung, dass sie sich einspielen und bewähren würde. Nachdem nun bereits im ersten Quartal nach Inkrafttreten eine Intrige gesponnen wurde, ist die ganze Institution geschwächt. Die Lage wird von manchen als Scheitern der neuen Verfassung ausgelegt werden. Schon die Neubesetzung des Präsidiums mit einer geeigneten, profilierten Persönlichkeit dürfte schwierig sein. Angesichts des Sabotageakts gegen den EKS-Präsidenten Gottfried Locher durch ein paar wenige ist nun die Synode gefordert, damit die Auftragstreue und das Vertrauen wieder einkehren können.

# Die Wildnis des Hansjörg Schneider

Von Michael Bahnerth — Ein Mittagessen mit dem Schriftsteller Hansjörg Schneider. Und ein Gespräch über Liebe, Schönheit, Schmerz und Abschied.



Direktester Weg vom Kopf aufs Papier: Krimiautor Schneider.

Irgendwas zwischen einem aargauischen Brumbären und einem weltzugewandten Flaneur, der trotz all der Szenerien, durch die er schlendert und gelegentlich stapft, nicht aufhört, an den Humor zu glauben, obwohl es immer weniger zu lachen gibt, der sanft in der Schwermut und schwer in der Sanftmut spaziert – vielleicht ist das Hansjörg Schneider, der Schriftsteller.

Jeden Morgen flaniert er durch die Wildnis dieser Welt, durch die berichtete und die selbst erlebte. Es ist ein Paradox; die Wildnis um ihn herum wuchert, der Radius der eigenen, nicht geistigen wird kleiner. Und an all den Orten, die er früher aufgesucht hat, Paris, die griechischen Inseln, das Elsass, lauert die Erinnerung an seine Frau, die, solange sie lebte, seine Sonne war, und als deren Licht erlosch, er lange durch die Dunkelheit marschierte und nicht viel mehr zur Rettung hatte als Worte. Wenn er diesen Kosmos morgens durchschritten hat, auf dessen Um-

laufbahnen all die Schönheit, der Wahnsinn, das Gute und das Böse, das Grosse im Kleinen und das Kleine im Grossen rasen, setzt er sich hin und wird zum Wortschmied. Seine Gedanken sind das Eisen, das er mal kraftvoll, mal zärtlich zu Worten schlägt, die später zu einer Geschichte werden, so lange jeweils, bis das Eisen seine Glut verliert und es draussen dunkel wird.

## Reicht die Widerstandskraft der Welt?

Schneider ist 82-jährig, geht ohne Stock, ganz leicht zaghaft inzwischen, das Knie schmerzt, irgendwas ist mit dem grossen Zeh, sein Herz braucht Pillen. Er schreibt von Hand am Küchentisch, in karierte Schulhefte, mit einem billigen Kugelschreiber. Hin und wieder nimmt er die geschmiedeten Worte und geht in ein anderes Zimmer seiner Dreizimmerwohnung im Westen Basels, wählt zwischen einer seiner drei mechanischen Schreibmaschinen aus und hämmert die Sätze ins Reine. Ein Heft hat 72 Seiten,

drei oder vier davon geben einen Roman, einen Kommissär-Hunkeler-Roman zumindest. Er ist der bekannteste Schweizer Krimiautor. Der direkteste Weg vom Kopf aufs Papier, sagt er, führt über die Hand. Einen Computer besitzt er nicht, ein Mobiltelefon hat er im Auto, das er aber nur im Falle einer Panne benutzt.

Wir sitzen im Garten des von ihm literarisch verewigten Restaurants «Sommereck» in Basel, eines Hunkeler-Lokals, bestellen Tagliatelle und Wasser und rauchen seine Murattis. Weil er raucht, hat er dauernd eine Art Schnupfen, das ist schon seltsam, weil er im Grunde husten müsste, und geht nie ohne Taschentuch aus dem Haus. Rauchen ist wirklich ein Blödsinn, sagt er, und wenn er nicht einmal fünf Jahre damit aufgehört hätte, wäre er nicht mehr hier.

Er ist gerne hier, im Leben, auch wenn es nicht einfacher wird, hier zu sein. Mag sein, dass es daran liegt, dass er Menschen mag, Gespräche, wengleich ihm die Menschheit und deren Narrativ doch Kopfzerbrechen bereiten. Die Scheisse, sagt er, die die Menschheit baut, ist inzwischen ja grösser geworden als die Widerstandskraft der Welt. Früher konnte sie noch da und dort was ins Meer kippen, das Meer schluckte, jetzt ist das Ganze gekippt, und das Meer erstickt daran.

Ich habe ein Beispiel, sagt er. Ich war mit meiner Frau in den 1960er Jahren auf Kreta, in Matala – der schönste Ort von Kreta, umsäumt von prähistorischen Höhlen und einem Tamariskenwald. Vielleicht dreissig weisse Häuschen standen dort, und 3000 Hippies bevölkerten alles. Alles war vollgeschissen, voller Scherben, man konnte nicht barfuss gehen. Vielleicht ist es einfach so, meint er, rein analytisch gedacht, dass die Menschheit, wenn sie sich weiter so vermehrt, an einen kritischen Punkt gelangt, ein Zuviel, eine Explosion, eine Selbsttötung. Oder, ein anderes Beispiel, der Sudan und Ägypten. Die Bevölkerung wächst und wächst, die Menge des Wassers des Nils bleibt aber die gleiche.

Nein, sagt er, der Mensch wird sich nicht ändern. Er nimmt alles, was er bekommt, gierig. Er frisst sich bis zum Ende. Vielleicht merken wir das in der Schweiz nicht unmittelbar, weil wir, verglichen mit vielen anderen Ländern, im Paradies leben. Was ich noch sagen wollte zu dem von vorhin: Ich war früher viel in den Bergen, bergsteigen auch. Der Alpenraum ist der naturbelassenste der Welt, und er hat die Chance, es zu bleiben. Anders als der Urwald.

Draussen ist Sonne, und der langsam verschwindende Schatten des Virus bringt die Menschen zurück auf die Strasse und in Wirt-

schaften. Schneider trägt, was er immer trägt; schwarze Turnschuhe, dunkle Hosen, dunkles Bauernhemd, dunkles Jackett und einen hellgrau schimmernden Schnauzer. Seit wir uns gelegentlich im Café «Rosenkranz» morgens oder mittags über den Weg laufen, habe ich ihn noch nie anders gesehen. Er wirkt, auch wegen seiner Grösse, wie ein Berg, dessen Spitze mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Sein zehnter Hunkeler-Roman ist unlängst erschienen, «Hunkeler in der Wildnis». Ihm wäre «Hunkeler im Kannenfeldpark» lieber gewesen. Der Krimi spielt dort, und der Kannenfeldpark ist Schneiders Park, er kennt ihn, wie man so sagt, wie seine Westentasche, er ist Heimat. Aber der Verlag meinte, das würde nicht so sehr kommunizieren. Also Wildnis. Das ist in Ordnung, sagt er.

### Grosse Literatur

Es ist vielleicht der letzte Hunkeler-Roman, er weiss es noch nicht, und es war der am schwierigsten zu schreibende. Normalerweise braucht er gute zwei Monate für einen Hunkeler, an «Wildnis» schrieb er ein Jahr. Das Ende war ihm nicht klar, es gab immer wieder lange Phasen von Unterbrüchen, unzählige Kreuzworträtsel. Hunkeler und er, das war eine Zufallsbekanntschaft.

1993 schrieb Schneider, der im Grunde ein Dramatiker ist, ein Drehbuch für die Serie «Eurocops». Das Manuskript wurde gekürzt, ganze Passagen, die im Elsass spielten, fielen weg. Aus diesem Stoff formte er Hunkeler, der ihm zum Freund wurde, zu einem, den es ebenso lange geben würde wie ihn selbst. Über 100 000 Exemplare hat er manchmal verkauft. Hunkeler ist seine Altersvorsorge. Das ist der Segen.

Der Fluch, wenn man etwas übertrieben formulieren will, ist, dass Schneider auf Hunkeler reduziert wird. Ja, ja, das ist dieser Krimiautor aus Basel, hübsch, aber auch provinziell, die Nummer zwei bei Diogenes hinter Martin Suter und so weiter. Ich dachte das auch lange Zeit. Inzwischen denke ich, dass Schneider der am stärksten unterschätzte Schriftsteller der Schweiz ist.

Keiner in diesem Land schreibt eindrücklicher über Schmerz und Abschied als Schneider. Bei seinem, ja lebendigen Leben war der Tod stets die Kraft, die ihn zum Schmied der Worte werden liess. Seine Mutter, der er den Glauben an die Liebe verdankt, wurde krank und beging Selbstmord, da war er achtzehn Jahre alt. Schneider kam lange Zeit nicht darüber hinweg. Und die Frau, die er ein Leben lang liebte, starb 1997 an Krebs, kaum sechzig Jahre alt. Er schrieb darüber in «Nachtbuch für Astrid», es sind Tagebuchaufzeichnungen, es ist grosse Literatur, ein leiser Aufschrei einer verletzten, verlassenen, verzweifelten Seele.

Schneider hadert nicht, oder nicht mehr. Jedes Leben hat seine individuelle Tragödie, seinen Preis, wie man so leicht dahinsagt, und jene von Schneider ist, dass all das, was er mit Haut und

*Du wirst alt,  
wenn die Kerzen  
mehr kosten als  
der Geburtstagskuchen.*



Haaren liebte, ihn schmerzlich verlassen hat. Womöglich kommt daher seine Hingezogenheit, dieses Verliebtsein in Landschaften, in ihr Wesen aus Bäumen, Sträuchern, Hügeln, Tälern, Schönheit, Schroffheit, Unsterblichkeit.

Er wollte, sagt er, schon immer Schriftsteller werden, aber er hätte nie gedacht, dass es funktioniert. Er war Journalist, Berichterstatter der Basler *National-Zeitung* für studentische Belange während der Umtriebe der 68er Bewegung. Reiste nach Paris, nach Prag, tauchte aber nicht wie viele andere ganz und gar in diesen betörenden Duft des Revolutionären ein, sondern berauschte sich nur ein wenig daran. Dann kehrte er zurück nach Hause, zu seiner Frau, zu seinen Zwillingen und war trotzdem glücklich.

Einmal traf ihn der Hammer nach sechs Wochen Nachtschicht auf der Redaktion und zersplitterte ihn in die Regungslosigkeit; Therapie, längere Aufenthalte in mehr oder weniger unberührten Landschaften des Landes, in einem alten Haus im Berner Jura. Gelegentlich kam seine Frau vorbei, sonst hatte er nur sich selbst, um Worte zu wechseln. Er begann zu schreiben, Theaterstücke, «Sennentuntschi», «Der Erfinder», beides Stücke, die in der ländlichen Schweiz spielen und ihren Kern entblößen und ihre Abgründe zeigen.

Er erzählt gerne über die Zeit damals, das Theater, die Aufregung nicht nur der Bourgeoisie über seine Stücke, sondern auch dieser «linken korrekten Befindlichkeit», die den Dramatiker Schneider faschistoid nannte, was ihn sehr getroffen habe. Über Düggelin, der ihn ans

Basler Theater holte, nicht als Schreiber, sondern als Regieassistenten und als Statisten, über seine Rolle in Kleists «Zerbrochenem Krug», als er «Der Büttel» war und einen Satz hatte: «Hier ist der Büttel», der dann gestrichen wurde, und fortan sass Schneider wortlos auf der Bühne und fing an, zu begreifen, wie Theater funktioniert und das Erzählen von Geschichten.

Das war sein Leben; ein Sein im Theater, das damals ein grenzenloses Universum schien, gelegentliche Reisen an Theater im Ausland, wo seine Stücke aufgeführt wurden, Schreiben in einer Mansarde, Sehnsucht nach Freiheit, Verärgerung über Ungerechtigkeit, Frau und Kinder zu Hause, ein wenig überall zu sein und nirgends ausschliesslich. Und wandern, spazieren, flanieren und aus dem Kleinen das Grosse werden lassen.

Der Espresso ist gekommen und das Thema Tod nochmals. Auch, weil er unlängst im Zusammenhang mit dem Virus in einer Zeitung darüber geschrieben hat. Dass wir keine Beziehung mehr haben zum Sterben, keine Todesrituale. Nicht geschrieben hat er, obwohl er das gerne getan hätte, dass die Seuche jene trifft, die ohnehin nicht mehr lange zu leben hätten. Aber dieser Gedanke, sagt er, ist heute tabuisiert.

Ob er viel an den Tod denke? Wie willst du, sagt er, den Tod denken, du kannst nur an tote Menschen denken. Man kann nur das Sterben denken, als Übergang ins Unbekannte. Und: Wenn es ans Sterben geht, bereut man nicht das, was man getan hat. Sondern das, was man nicht getan hat.



**Hansjörg Schneider:**  
Hunkeler in der Wildnis  
Diogenes; 208 S.; Fr. 24.80

*«Ist es nicht besser,  
früher an später  
zu denken?»*

**Samantha Ritz**  
Leiterin Brokerkanalmanagement  
zum selbstbestimmten Leben

## Personenkontrolle

**Keller-Sutter, Nehammer, Amherd, Röstli, Koch, Dettling, Haab, Aeschi, Maurer, Weichelt-Picard, Berset, Kälin, Wasserfallen, Meyer, Köppel, Bennet, Cotton, Trump, Merkel**

Karin Keller-Sutter, Überraschende, bekam vergangene Woche wieder einmal zu spüren, was Abmachungen mit EU-Staaten wert sind. So hatte Keller-Sutter im Mai vor den Medien ausgeführt, dass Österreich, Deutschland und Frankreich gemeinsam mit der Schweiz die Grenzöffnungen am 15. Juni beschlossen hätten. Vor wenigen Tagen war sie dann zu Gesprächen mit dem österreichischen Innenminister Karl Nehammer nach Wien geflogen. Und dann musste die Justizministerin wiederum ein paar Tage später aus den Medien erfahren, dass Österreich bereits ab dem 3. Juni die Grenz- und Gesundheitskontrollen gegenüber sieben Nachbarstaaten aufheben werde. Die Schweiz wurde völlig überrumpelt. Das ist die schlechte Nachricht. Eine gute fällt uns leider nicht ein. (hmo)

Viola Amherd, Steinwerferin, hat während der parlamentarischen Debatte über den Kfor-Swisscoy-Einsatz im Kosovo Brisantes verlauten lassen: dass nämlich der kosovarische Staatspräsident seit einem Misstrauensantrag im Parlament, der die Koalitionsregierung zu Fall gebracht habe, unter dem Vorwand der Corona-Krise im Notrecht regiere. Die Tatsache, dass die Schweiz bereits seit dem 16. März im selben Regierungsmodus funktioniert, blendete die CVP-Bundesrätin dabei komplett aus. Schlimmer noch: Es war Viola Amherd, die vor kurzem sogar eine Ausgangssperre über das Land verhängen wollte – damit aber im Bundesrat nicht durchkam. Wie heisst es doch: Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen. (hmo)

Albert Röstli, Stilberater, mag es gern zugeknöpft. Mit einem Augenzwinkern hat sich nämlich der SVP-Parteipräsident zwischen zwei Debatten der laufenden Sommersession des Bundesparlaments im Restaurant «Henris» in der BEA-Halle über den schleichenden Zerfall gewisser Sitten ausgelassen. Während Mr. Corona, Daniel Koch, die Aare stilgerecht in Anzug und Krawatte bebadet, verzichten nämlich immer mehr Politiker auf dieses Accessoire – darunter Röstis eigene Fraktionskollegen Marcel Dettling oder Martin Haab. Damit liegen sie allerdings ganz im Modetrend. Denn das Kleidungsstück, das für Kom-



Wer im Glashaus sitzt: VBS-Chefin Amherd.



Und die gute Nachricht? Bundesrätin Keller-Sutter.



Stilgerecht: SVP-Präsident Röstli.



«Wieder stark machen»: Kanzlerin Merkel.

petenz und Seriosität steht, weicht immer mehr dem offen getragenen Hemdkragen – auch im Parlament. Ein Muss scheint der Binder nur noch bei Hochzeiten und Bewerbungsgesprächen zu sein. Die Verkaufszahlen der Krawatte steigen einzig um die Weihnachtszeit – möglicherweise darum, weil Frau häufig nicht mehr weiss, wie Mann zu beschenken ist. Der SVP-Parteichef kann aber wirklich nicht jeden Modetrend im Auge behalten. (hmo)

Thomas Aeschi, Produktivitätsspezialist, ist in Corona-Zeiten über die Effizienz der Bundesverwaltung noch besorgter als sonst. In der Fragestunde des Nationalrats wollte der SVP-Fraktionschef vom obersten Personalchef – seinem Parteifreund Bundesrat Ueli Maurer (SVP) – wissen, wie er sich zur bundesrätlichen Empfehlung an die Bundesbeamten stelle, weiterhin «falls möglich im Home-Office zu arbeiten». Es handle sich gemäss Personalamt um bis zu 25 000 Personen, die die Schweiz gegenwärtig in den eigenen vier Wänden verwalten. Der exakte Aeschi will es genau wissen: «Wie misst der Bundesrat die Produktivität



Es blieb nur die Kündigung: Journalist Bennet.

der Bundesbeamten?» Eine noch wichtigere Frage bleibt offen. Nämlich die, ob produktive Bundesbeamte der Bevölkerung mehr schaden oder mehr nützen. (mö)

Manuela Weichelt-Picard, Abstandsdame, beschäftigte sich vergangene Woche intensiv mit der Distanzregel. Sie wunderte sich darüber, dass die Zwei-Meter-Abstandsregel für Schulen, aber nicht für das Erotikgewerbe gelte – und brachte dies nun in einem als Anfrage verpackten Vorstoss im Parlament zur Sprache. Bundesrat Alain Berset (SP) verwies die alternativ-grüne Zuger Nationalrätin in seiner Antwort auf die jeweiligen Schutzkonzepte von Schulen und Erotikgewerbe. Um es einmal klar zu sagen: Die Corona-Regeln sind ein einziges Puff. (hmo)

Irène Kälin, Vorsitzende, ist offenbar mit der grossen Menge an Frauen im Parlament etwas überfordert. Die Aargauer Grüne leitete am Montag als Vizepräsidentin die Nationalratsdebatte zur Einführung der Covid-App. Als sich Flavia Wasserfallen (SP, BE) anschickte,

ans frisch desinfizierte Mikrofon zu treten, begrüßte Kälin sie irrtümlicherweise als **Mattea Meyer** (SP, ZH). Das Verwechslungsopfer nahm es mit Humor: Sie werde noch ab und zu mit Mattea Meyer verwechselt. (fsc)

**Roger Köppel**, Nachrichtensprecher, wagte in seiner Sendung «Weltwoche daily» die ironische Bemerkung, Wirte, Sport- und Kulturveranstalter sollten angesichts der aktuellen Massendemonstrationen ab sofort wieder auf Normalbetrieb mit vollen Restaurants und Stadien umstellen. Falls die Polizei einschritte, könnte man ja sagen, der überfüllte Raum sei ein Protest gegen Rassismus in den USA. Nie hätte Köppel gedacht, dass sein Scherz bereits verwirklicht wurde. In North Carolina hat vor 2000 Zuschauern ein Autorennen stattgefunden. Um die Corona-Vorschriften zu umgehen, hatten die Arbeiter an der Tribüne Transparente gegen Rassismus aufgehängt. Das Rennen sei eine friedliche Protestveranstaltung. Obschon in North Carolina nur Versammlungen bis maximal 25 Personen erlaubt sind, gab der örtliche Sheriff zu Protokoll, er werde die Sache prüfen. Die Realität ist heute schneller als jede Satire. (rk)

**James Bennet**, Freund der freien Rede, ist seinen Job bei der *New York Times* los. Der Leiter der Kommentarseite glaubte noch an die frühere liberale Tradition des Blattes, wonach eine offene Diskussion um politische Positionen wünschenswert sei. Sein Ressort lud darum den republikanischen Senator **Tom Cotton** ein, einen Gastbeitrag zu den Unruhen zu verfassen. Unter dem Titel «Send In the Troops» argumentierte der Politiker ähnlich wie Präsident **Donald Trump**, wonach der plündernde Pöbel in den Städten wohl nur mit einem Armeeinsatz zur Vernunft zu bringen sei. Nun tobte auf der Redaktion wieder einmal der Bürgerkrieg, bei dem die linken und jungen «Krieger der Gerechtigkeit» jeweils gegen die liberalen und älteren «Advokaten der Redefreiheit» kämpften. Die Linken gewannen, 800 Mitarbeiter der Zeitung protestierten per Petition gegen die freie Meinungsäußerung in ihren Spalten. Journalist Bennet, früherer Chefredaktor des hochklassigen Debattenmagazins *The Atlantic* und Bruder des demokratischen Senators Michael Bennet, blieb nur die Kündigung. (kwz)

**Angela Merkel**, Anti-Trump-Ikone, schreibt vom grossen Donald ab. Das Motto für die soeben begonnene deutsche EU-Ratspräsidentschaft verletzt beinahe das Copyright, erinnert es doch verdächtig an Donald Trumps «Make America Great Again»-Motto: «Gemeinsam. Europa wieder stark machen.» Auf Englisch präsentierte Berlin allerdings das unverfänglichere «Together for Europe's Recovery». Als ob Trump keine Deutschdolmetscher hätte. (ky)

## Nachruf



«Sie mögen einfach Musik»: Pointer Sisters mit Bonnie (z.v.r.).

**Bonnie Pointer (1950–2020)** — Manchmal ist die Wahrheit ziemlich platt, aber nur scheinbar nichtssagend: «Die Pointer Sisters singen so ziemlich jede Musik – nicht etwa, um euch zu verwirren. Die Pointer Sisters mögen einfach Musik.» So bodenständig erklärte Ruth Pointer vor knapp vierzig Jahren bei einem Live-Auftritt das Rezept, das hinter dem Erfolg des Familienunternehmens Pointer Sisters steckte. So einfach ist das: Jazz, R & B, ein bisschen Scat, eine Prise Funk, Dixie, Disco und, ach ja – Country. Völlig richtig: Die Pointer Sisters waren die erste schwarze Gesangsgruppe, die sich mit diebischem Vergnügen ins feindliche Lager schlug und dort sogar Konzerte gab, im Hauptquartier der greinenden Gitarren, in der Grand Ole Opry in Nashville. Hinter dem musikalischen Zickzack stand Bonnie Pointer, die mit ihrer Schwester June als Duo angefangen hatte.

Sehr bald motivierte sie die beiden älteren Schwestern, von ihrem Familienleben zu pausieren, und tingelte mit dem Quartett als Background-Truppe bei Boz Scaggs und Grace Slick von Jefferson Airplane. Irgend-

wann entdeckten die quirligen Damen in einem Secondhandshop ein paar nostalgische Klamotten aus den vierziger Jahren, und die «Marke» Pointer Sisters stand. Mit «Yes We Can Can», der späteren Obama-Hymne, kam der erste Hit, und schon der zweite, «Fairytale», wurde das ganz grosse Ding. Nicht nur, dass die wunderbar aufgedrehte Nummer (geschrieben von Bonnie und ihrer Schwester Anita) in den Country-Charts einschlug wie eine Bombe, der Song erhielt auch den Grammy Award, Sparte Country. Zwei weitere Auszeichnungen sollten noch folgen, aber da war die abenteuerlustige Bonnie schon nicht mehr dabei.

1978 hatte sie den Motown-Manager (und Temptations-Produzenten) Jeffrey Bowen geheiratet und auch die Schwestern verlassen. «Ich liebe das Risiko und wollte einfach mal sehen, ob ich es auch allein schaffe.» Die grosse Karriere war ihr nun nicht mehr vergönnt – das gelang ihren fitten Schwestern, mit denen sie sich bis zum Ende bestens verstand. Bonnie Pointer starb am vergangenen Montag in Los Angeles.

Thomas Würdehoff

DIE WELTWOCH

## Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.





Siedlervölker sind hilfsbereit.

## Gesellschaft

# Amerika trotz allem

Von Hanspeter Born — Seit dem brutalen Mord am Afroamerikaner George Floyd blickt Europa empört auf das «rassistische» Amerika herab. Die Medien berichten tendenziös in Schwarzweiss. Liebeserklärung an das Land, das mich einst mit offenen Armen empfangen hat.

Alles drischt auf die USA ein. Schweizer Korrespondenten und Kommentatoren entsetzen sich über Amerikas «systematischen Rassismus» und sehen es am Rande des Bürgerkriegs. Sandro Brotz bekundet mit einem schwarzen Quadrat auf Instagram Solidarität mit den Opfern der Gewalt. Man zeigt Betroffenheit. Die Empörung über das «Land der unbegrenzten Möglichkeiten» – wie es einst genannt wurde – kennt im deutschsprachigen Europa kaum Grenzen. Offen verhöhnt man den Präsidenten, der entweder ein dämlicher Idiot oder ein gefährlicher Faschist sein muss. Empörung, vermischt mit Verachtung. Die Verachtung entspringt dem aus dem 19. Jahrhundert stammenden Dünkel einer europäischen zivilisatorischen Hochkultur, die auf das vulgäre, dem Gelddenken verpflichtete, rückständige Siedlerland in Übersee herabschaut.

Am Literargymnasium Kirchenfeld in Bern rümpften wir in den fünfziger Jahren die

Nase über das materialistische, geistlose Amerika. Kein Beethoven, kein Goethe, kein Michelangelo, dämliche Wildwestfilme, nichts Vergleichbares mit den Klassikern der Cinémathèque, die mich derart begeisterten, dass ich dereinst in Paris Filmkunst studieren wollte.

### Es kommt immer anders

Eher zufällig erhielt ich mit siebzehn Jahren ein Angebot, als Austauschschüler ein Jahr an einer Highschool in einem Vorort von Philadelphia zu verbringen. Aus pubertärem Trotz, aber ohne Begeisterung sagte ich zu. In Swarthmore, Pennsylvania, lernte ich ein Amerika kennen, das mit unserem bernischen Zerrbild nichts zu tun hatte. Unser Grüppchen von «intellektuellen» *Seniors* las, angestachelt von einer grossartigen Englischlehrerin, jede Woche einen wichtigen zeitgenössischen amerikanischen Roman. Wir hörten nachts

stundenlang eine *sophisticated* «nonkonformistische» Radiosendung, tanzten Jitterbug zu Elvis Presley, diskutierten in den *social studies* die Vorzüge des Gewerkschaftswesens. Wir waren gegen den republikanischen Präsi-

### Die Verachtung entspringt dem Dünkel einer europäischen zivilisatorischen Hochkultur.

ten Eisenhower – dummer Golfspieler! – und für seinen brillanten demokratischen Gegner Stevenson.

Von überragender Wichtigkeit war der Sport: Football (amerikanischer) im Herbst, Basketball im Winter, Baseball im Frühling. Höhepunkt: das Freitagsspiel gegen andere Schulen, das vom ganzen Städtchen besucht wurde. Marching Band, Cheerleaders und der muskulöse, schwarze Cal Coleman als be-

wunderter Football-Co-Captain. Der wirkliche Captain war weiss. Am *senior prom* (Abschlussball) sah man die fünf Schwarzen der Klasse nicht. In der Schule grüsste man sie, verkehrte nicht mit ihnen.

Auf einer Bustour in den Süden sah ich getrennte Brunnen für Weisse und Farbige. In den Restaurants kein Zugang für *negroes*, wie sich die Schwarzen selbstbewusst selber nannten. «You aren't Jewish, are you?», wurde ich in Alabama misstrauisch gefragt. Langsam merkten wir, dass es eine Rassenfrage gab. Sonst jedoch reges politisches Leben, friedliche Demonstrationen und auch Streiks, aber nie gewalttätige: die Ära Eisenhower 1952 bis 1960.

Es folgten die stürmischen sechziger Jahre: Mord an Kennedy, Vietnamkrieg, Aufwachen der Schwarzen unter der charismatischen Führung von Martin Luther King, Ermordung von King und Robert Kennedy. Rassenunruhen mit ungleich mehr Verwüstung und Toten als in unseren Tagen. Bombenanschläge von marxistischen Terrorgruppen. Scheinbar unüberbrückbarer Graben zwischen der älteren Generation – Männer im Flanellanzug mit Hut und Krawatte, Frauen züchtig gekleidet, Perlenkette, kunstvolle Dauerwelle – und den Hippies, die kiffen und Orgien feierten. «Amerika ist unregierbar», befand die europäische Presse.

In Amerika kommt es immer anders, als man es sich hätte vorstellen können. Die schweigende Mehrheit wählte 1968 den düsteren Nixon, der Law and Order versprach. Die gewaltsamen Anti-Vietnam-Demonstrationen und der Terror der radikalen auf Revolution ausgehenden Black Panthers verpufften. Die gehobene, kulturbeflissene Bürgerschicht nahm die wilden Aufrührerischen in ihre Arme. An ihren Wohltätigkeitsveranstaltungen dienten sie als Zeugen für ihre Aufgeschlossenheit und Fortschrittlichkeit. *Radical chic*, wie der Titel eines Bestsellers von Tom Wolfe lautete.

Ab 1977 berichtete ich fünf Jahre lang als Washingtoner Korrespondent für das Schweizer Radio, hatte Zugang zum Weissen Haus, zum Kongress, reiste im Land herum, war dabei, als sich im Kernkraftwerk von Three Mile Island ein Reaktorunfall ereignete (und der Weltuntergang drohte) oder als in Kalifornien mexikanische Landarbeiter streikten. Überall wurde ich als Europäer offen und warmherzig empfangen. Siedlervölker sind hilfsbereit, weil sie sich nicht auf eine gefestigte Gesellschaft stützen können. Und welche Vielfalt! Die ethnischen Gemeinschaften, besonders diejenigen der Völker, die in Europa litten – Iren, Polen, Balten, Ukrainer und natürlich Juden, alle mit den Sitten, Bräuchen und Mentalitäten der alten Heimat –, waren von inbrünstigem amerikanischem Patriotismus besetzt. Immer und überall ertönte die Nationalhymne, zu der die Hand aufs Herz ge-

legt wird, mit den Schlussworten «the land of the free and the home of the brave». Kitsch, natürlich, Kitsch, aber er geht ans Herz.

Afroamerikaner, die es am schwersten hatten, die legendäre «Rolltreppe nach oben» zu besteigen, haben bemerkenswerte Fortschritte erzielt. Jazzmusiker wie Louis Armstrong wurden einst gefeiert, durften aber nicht in den Hotels der Weissen schlafen. Heute dominieren berühmte, mehr als salonfähige Figuren wie Beyoncé die Unterhaltungsbranche. Der Baseballspieler Jackie Robinson war 1947 der erste Schwarze, der in der obersten Liga einer der uramerikanischen Sportarten aufs Feld durfte. Heute bilden afroamerikanische Spieler in den Basketball- und Football-Profimannschaften die Mehrheit. In Verwaltung, Politik und im *Corporate America* finden sich in den Führungsetagen immer mehr Schwarze.

Die USA sind beinahe farbenblind geworden. In den schwarzen Gettos allerdings scheinen Armut, Drogenmissbrauch, Kriminalität unausrottbar. Diese Quartiere explodierten wiederholt auch unter der Präsidentschaft Obamas. Wenn Polizisten einen Schwarzen töteten oder quälten, wurden wahllos Läden geplündert und Häuser angezündet. Die aufblühende Wirtschaft und der rekordhohe Rückgang der Jugendarbeitslosigkeit sorgten in den letzten dreieinhalb Jahren für relative Ruhe.

Dann kam die brutale Ermordung von George Floyd, aufgezeichnet auf einem Video, das um die Welt ging. Die durch den Corona-Lockdown zusätzlich aufgestaute Aggression machte sich Luft. Sie wurde geschürt von der Agitation der Antifa-Gruppen und dem fast universalen Hass der Medien auf Trump. Gespeist vom Nachrichtensender CNN, der zum eifernden Propagandakanal der Demokraten geworden ist, sendete unser Fernsehen abstoßende Bilder im Überfluss. Die gegenwärtige Gewalt ist für die europäischen Medien fast so einzigartig wie die Corona-Pandemie. Sie vergessen, dass 1992 in Los Angeles, als gegen die Polizeigewalt an Rodney King demonstriert wurde, 53 Personen getötet und ganze Quartiere zerstört wurden. Kein Vergleich zu heute.

### Wer liefert uns die Welt ins Haus?

Der demokratisch gewählte Trump verkörpert Amerika, wie es alle ihre Präsidenten immer getan haben. Er ist genauso eine amerikanische Figur wie einst Roosevelt, Reagan oder Obama. Wie Truman und Carter, beide

Warum sind die Menschen so scharf auf ausserirdische Monster? Es gibt doch auf Erden genug davon.



Aussenseiter, ist Trump in erster Linie ein Businessman. In zweiter Linie, wie Reagan, ein Showman. Amerikanische Immobilienhengste sind laut und prahlerisch. Amerikanische Präsentatoren von erfolgreichen TV-Shows sind laut und prahlerisch. Wer im New Yorker Viertel von Queens aufgewachsen ist wie Trump, weiss sich zu wehren, mit Worten und mit den Fäusten. Trump stammt nicht vom Zürichberg oder vom Berner Kirchenfeld und hat nicht die Manieren und das Vokabular eines traditionellen Staatsmannes. Sein Kommunikationsmittel ist nicht das vertrauliche Radio-Kaminfeuergespräch Roosevelts oder die eindringliche, humoristisch gewürzte TV-Rede Reagans. Er twittert. Oft twittert er unverblümt drauflos, doch meist steckt hinter seinen Kurznachrichten viel politische Schlaueheit, weil er damit seine

### Die gehobene, kulturbeflissene Bürgerschicht nahm die wilden Aufrührigen in ihre Arme.

Gegner auf ein für ihn günstiges Schlachtfeld lockt. Europäische Amerika-Korrespondenten, die in Washington hocken, sind den vom «Trump derangement syndrome» befallenen, meinungsbildenden amerikanischen Massenmedien wie *New York Times*, *Washington Post* oder CNN hörig.

Präsidenten kommen und gehen. Die Geschichte wird Trump nach seinen Leistungen beurteilen, nicht nach seinen Tweets und seinem Geplauder. Amerika bleibt Amerika. Der Rest der Welt verschlingt dessen Produkte und ahmt dessen Lifestyle nach. Kulturlos? Haben nicht Serien wie «The Americans», «House of Cards» oder «Breaking Bad» das Kino als moderne Kunstform abgelöst? Technologische Innovationen, die unser Leben bestimmen, verdanken wir dem Silicon Valley – Smartphone, Facebook, Instagram, Twitter. Wer liefert uns die Welt ins Haus? Amazon.

Vergessen wir nicht: «The business of America is business», wie Präsident «Silent Cal» Coolidge gesagt haben soll. Amerika ist aber auch populäre Unterhaltungskunst – «There is no business like showbusiness», wie Irving Berlin wusste. Für mich bleibt Frank Sinatra, den ich dreimal live erleben durfte, die Ikone, die für Amerika steht. Aus einfachsten italo-amerikanischen Verhältnissen in New Jersey stammend, war er schon ganz jung ein Star, verschwand, erfand sich neu, verschwand wieder und auferstand schliesslich triumphierend. Er lässt die Kleinstadtwelt hinter sich und erobert «New York, New York / I wanna wake up in a city / That doesn't sleep / And find I'm king of the hill / Top of the heap». Hören Sie sich das Lied auf Youtube an – auch eine amerikanische Erfindung.

## Nichts als Sandmännchen

Von Christoph Mörgeli

Eigentlich sollten Parteien, Verbände und Medien die Bevölkerung auf Probleme und Gefahren aufmerksam machen. So wären sie Seismografen von Fehlentwicklungen. Das Frühwarnsystem vor Bedrohungen. Die Trommler bei Risiken und deren Nebenwirkungen. Doch gegenwärtig spielen fast alle Politiker, Verbandsfunktionäre und Journalisten Märchenerzähler zwecks Einschläferung, Sandmännchen vom Dienst, Schönschminker, Kulissenmaler und Theaterbeleuchter.

Warum? Vor der Abstimmung vom 27. September über die Begrenzungsinitiative darf der Arbeitslosen-Tsunami, der dem Erdbeben des Corona-Shutdowns folgt, keinesfalls realistisch dargestellt werden. Ein besonders lehrreiches Beispiel liefern der *Tages-Anzeiger* und Konsorten: «100 000 Stellen in der Schweiz sind akut gefährdet», steht dort auf der Titelseite. Man stützt sich auf die Konjunkturforscher von BAK Economics, die bis 2021 mit dem Wegfall von 95 000 Arbeitsplätzen rechnen. Als wenn es nur so viele wären.

Im Mai waren in der Schweiz 155 998 Arbeitslose registriert – die längst Ausgesteuerten nicht mitgezählt. Gegenüber dem Vorjahresmonat entspricht dies einer Zunahme um 53,9 Prozent. Die Jugendarbeitslosigkeit stieg gegenüber dem Vorjahresmonat um 76,7 Prozent. Auf Stellensuche sind 232 982 Personen. Zudem spricht der *Tages-Anzeiger* nur vom Touristik- und Gastrobereich, von der Industrie und den persönlichen Dienstleistern. Kein Wort etwa von der Finanzbranche, deren Aderlass noch gar nicht abzusehen ist. Und von den fast zwei Millionen Kurzarbeitern werden viele spätestens ab Ende September arbeitslos.

Dafür wird kommentiert, man dürfe als Antwort auf die Entlassungswelle keinesfalls der Begrenzungsinitiative zustimmen. Denn gerade in der Krise sei die unbegrenzte EU-Zuwanderung die beste Behandlungsmethode. Schliesslich heilt man einen Beinbruch auch am besten mit einem rostigen Nagel. Und eine Feuersbrunst bekämpft man am effizientesten mit Brennsprit.

Eines steht fest: Der Abstimmungskampf gegen die Begrenzungsinitiative wird wohl der hässlichste, sicher aber der teuerste seit 1291. Die vielen Millionen, die Economiesuisse an FDP, CVP, SP und Operation Libero verteilt, noch nicht mitgerechnet. Die Überbrückungsrente kostet 350 Millionen, die verdoppelte Kurzarbeitszeit 40 Milliarden Franken. Der Staat wirft massenhaft Geld aus dem Fenster. Doch die Bürger stehen nicht darunter.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Schweiz, pack die Badehose ein!

Von Peter Bodenmann — Das grösste Energieunternehmen Europas, die EnBW, setzt neu auf schwimmende Windkraftwerke.



Wir brauchen nur 4000 dieser schwimmenden Inseln: Testkraftwerk «Nezzy» in Hymendorf.

Der Staat ist auf dem Vormarsch. Reihenweise verkaufen mittelständische Eigentümer ihre KMU an die parastaatlichen Bernischen Kraftwerke (BKW). Die Managerin Suzanne Thoma treibt die überfällige Restrukturierung der Haustechnik-Branche voran. Niemand will daran etwas ändern. Weil zu viele quer durch fast alle Parteien jemanden kennen, der auch gewinnbringend verkaufen konnte. Und dank parastaatlichen Kissens sanft landete.

Einst filetierten Christoph Blocher und Martin Ebner den Alusuisse-Konzern. Der Kraftwerkpark landete auf Umwegen bei der parastaatlichen deutschen Energie Baden-Württemberg (EnBW). Dem inzwischen mit 21 000 Angestellten grössten Stromkonzern Europas.

Suzanne Thoma glaubt nicht mehr daran, dass man in der Schweiz Winterstrom mit heimischen Windkraftwerken und Solaranlagen produzieren kann und will. Deshalb redet sie das Potenzial alpiner Solaranlagen klein. Deshalb investieren die BKW weiterhin massiv in ausländische Windkraftwerke. Deshalb will Thoma für den Notfall ein paar mittelgrosse Gaskraftwerke bauen. Das Problem: Die Schweiz hat – im Gegensatz zu Deutschland – keine nennenswerten Gasspeicher.

In der Schweiz blockierte Raimund Rodewald (noch) hochrentable alpine Solar-Freiflächenanlagen. In Deutschland proben Bürgerinitiativen den Aufstand gegen neue Windräder. Wer Win-

nergie nutzen will, muss aufs Meer ausweichen. Bisher war dies nur bis Meerestiefen von fünfzig Metern möglich. Die EnBW setzt neu auf schwimmende Windkraftwerke. Bereits in diesem Sommer soll ein Kleinkraftwerk in der Ostsee den Praxistest bestehen. Nächstes Jahr will man in China ein schwimmendes Monster mit 15 Megawatt Leistung ins halbtiefe Meer stellen.

Rechne: Mit einer Leistung von 15 MW kann man gut 85 Millionen Kilowattstunden pro Jahr produzieren. Und an guten Standorten 50 Millionen kWh Winterstrom ernten. Auch wenn die Schweiz voll auf Luft-Wasser-Wärmepumpen und Elektroautos umstellt, brauchen wir nur 4000 dieser schwimmenden Inseln.

Bleibt der denkbare Zusammenbruch des internationalen oder nationalen Stromnetzes. Wegen Überlastung oder Hackern. Die Swisscom zeigt, wie sicher digitale Infrastrukturen funktionieren. Für den Blackout braucht es nicht Gaskraftwerke, sondern dezentrale, dieselbetriebene Notstromaggregate. Gute Ware bekommt man heute zum Spottpreis aus China. Genau wie die Maschinen zur Produktion von Masken.

Viele Wege ermöglichen den ökologischen Umbau. Dazu gehören nicht die von Simonetta Sommaruga und Roger Nordmann geforderten und geförderten solaren Aufdach-Anlagen, die zu viel zu teuren Sommerstrom produzieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Die Wahrheit im Check

Von Kurt W. Zimmermann — Rund um Donald Trump zeigt sich wieder einmal: Es ist nicht Aufgabe der Medien, die Wahrheit zu finden.

Einmal mehr war es Donald Trump, der ein latentes Thema zum aktuellen Thema machte. Diesmal ging es um den Faktencheck.

Auf Twitter zog Trump über die Methodik der Briefwahl her. Sie sei anfällig für Betrug, denn «Stimmzettel werden gefälscht».

Da hatte er nicht unrecht, wie Schweizer wissen. Wahlfälschungen, wie jüngst in Wallis und Genf, waren nur möglich, weil hier die Briefwahl manipulierbar war.

Twitter unterzog Trump nun einem sogenannten Faktencheck. Trump bestand ihn nicht. Es war das erste Mal, dass Twitter die Meinungsäusserung eines Politikers in Frage stellte und sich so zum Richter über Richtig und Falsch aufschwang.

Der prominenteste Widerspruch kam von Mark Zuckerberg, dem Inhaber von Facebook. Er glaube nicht, sagte Zuckerberg, dass soziale Medien «die Schiedsrichter der Wahrheit sein sollten».

Damit sind wir beim Thema: Gibt es in den Medien so etwas wie reine Fakten? Oder gibt es gar so etwas wie reine Wahrheit?

Der Faktencheck ist seit ein paar Jahren die grosse Modeströmung auf den Redaktionen, oft betrieben von speziellen Checker-Teams. Es ist die Reaktion der Medienbranche auf ihren wachsenden Vertrauensverlust beim Publikum. Sie versucht, sich nun als Kontrollinstanz der lautereren Wahrheit zu positionieren. «Streit um den Hafen.

Der Faktencheck», heisst es nun in der *Basler Zeitung*. «Coronavirus. Der Faktencheck», heisst es nun bei «10 vor 10».

Journalisten als Wahrheitsapostel? Es ist ein eher fauler Zauber. Denn es gibt in unserer Mediengesellschaft kaum gültige Fakten. Es gibt zwar eine Menge von Zahlen und Daten. Doch die Interpretation dieser Zahlen und Daten, die dann zu Fakten führt, erfolgt aufgrund von ideologischen oder finanziellen Interessen. Selbst vermeintlich neutrale Wissenschaftler bekämpfen sich zur Faktenlage, siehe Corona, bis aufs Blut.

Noch stärker ideologisiert als die Wissenschaft sind die Medien. Sie haben oft politische Agenden. Es wäre darum skurril, den Journalisten die Aufgabe der Wahrheitsfindung zuzumuten.

Es ist nicht die Aufgabe der Medien, die Wahrheit zu finden. Es ist ihre Aufgabe, die unterschiedlichen Positionen ungefiltert abzubilden, damit sich die Leser und Zuschauer ihre persönliche Wahrheit bilden können.



*Bis aufs Blut:* US-Präsident Trump.

Freiheit der Meinungsäusserung meint, dass auch Meinungen publiziert werden, die der redaktionellen Linie widersprechen. Die pluralistische Darstellung kontroverser Standpunkte ist die höchste Pflicht in der Informationsgesellschaft. Twitter sah das anders und wurde bei Trump stattdessen zum Vorzensor.

In den USA ist das inzwischen der übliche Stil. Eine linkslastige Zeitung wie die *New York Times* etwa publiziert prinzipiell keine Fakten, die für Trump sprechen könnten. Als Senator Tom Cotton soeben in einem Gastbeitrag die harte Haltung Trumps gegen Krawallmacher unterstützte, unterschrieben 800 Journalisten einen Protestbrief. Der Leiter der Kommentar-Seite musste zurücktreten. Hier hat die Redaktion die Wahrheit gepachtet.

Doch Wahrheit und Fakten ist eines gemeinsam. Sie sind subjektive Konstrukte.

Zur Illustration ziehen wir zwei Faktenchecks aus den Virus-Zeiten heran. Es geht um die Wirksamkeit von Gesichtsmasken. Wir zitieren den *Blick* und die *NZZ*.

Der Faktencheck des *Blicks* kam zum Schluss: «Die Schutzwirkung der Atemschutzmasken ist verschwindend gering.» Der Faktencheck der *NZZ* kam zum gegenteiligen Schluss: «Schutzmasken können Ansteckungsrisiken um 50 bis 80 Prozent senken.»

Zwei Faktenchecks, zwei Wahrheiten.

# Ami, go home!

Von Henryk M. Broder —

Anti-Amerikanismus in Hochform.

Rolf Winter, 1927–2005, war ein deutscher Journalist und Buchautor. Er schaffte es von der *Schleswig-Holsteinischen Landeszeitung* über die illustrierte *Kristall* bis in die Chefredaktion des *Sterns*, dessen Reputation durch die Veröffentlichung der falschen Hitler-Tagebücher erheblich gelitten hatte. Winters erstes Buch, das «Ami go home» hiess, erschien 1989 und wurde ein Bestseller. Es folgten in kurzen Abständen weitere Titel zum selben Thema: «Die amerikanische Zumutung», «Gottes eigenes Land?», «Little America – Die Amerikanisierung der deutschen Republik».



Winter hat den Antiamerikanismus nicht erfunden, er hat ihn nur massgeblich popularisiert. Die seltsame Hassliebe, eine Mischung aus Bewunderung und Verachtung, ist eine Konstante der deutschen Kultur und Politik. Derzeit läuft sie wieder zur Hochform auf. Der Anlass ist eher banal. Angeblich planen die USA, ihre Truppenpräsenz in Deutschland zu reduzieren, von 34 500 auf 25 000 Soldaten. Ein unbestätigter Bericht im *Wall Street Journal* sorgt in Berlin für Unruhe. Die amtierende Verteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer erklärte, die US-Truppen in Deutschland dienen «der Sicherheit der gesamten Nato-Allianz – also auch der amerikanischen Sicherheit». Der CDU-Aussenpolitiker Roderich Kiesewetter meinte, Trumps Kurs sei «nicht nachvollziehbar, weil er die USA selber schädigt», Aussenminister Heiko Maas nannte die Lage «kompliziert», versprach aber: «Sollte es zum Abzug eines Teils der US-Truppen kommen, nehmen wir dies zur Kenntnis.» Der ausserpolitische Sprecher der Grünen, Jürgen Trittin, ein ergrauter Stalinist, erinnerte daran, dass die USA einen «Grossteil ihrer Bewegungen über Deutschland» abwickeln und ohne die Basen in der Bundesrepublik nicht imstande wären, «überall auf der Welt Kriege führen zu können». Trump sei im Begriff, «sich selber ins Knie zu schiessen». Der Berufsdiplomat und ehemalige US-Botschafter in Berlin, John Kornblum, kam seinen deutschen Freunden weit entgegen: «Trump hat mit Merkel Probleme, weil er starke Frauen nicht ertragen kann.»

Was für eine Situation! Seit Jahrzehnten fordert die Friedensbewegung: «Ami, go home!», und jetzt, da er droht zu gehen, ist es auch nicht recht. Was immer der Ami macht, es ist verkehrt, auch das Gegenteil.



Thiel

## Survival

Von Andreas Thiel

**Moderator:** Sie sind bekanntgeworden als erster Mensch, der den Maya-Kalender überlebte. Wie haben Sie das geschafft?

**Abenteurer:** Das war reiner Zufall. Ich weilte an der Datumsgrenze auf Kiribati in den Ferien. Damit war ich der erste Mensch, der den Tag überlebte, an dem die Welt unterging. Viele andere Menschen haben ihn ja dann auch überstanden. Das Problem an Weltuntergängen sind die Suizide verzweifelter Menschen, die den Weltuntergang nicht erleben möchten.

**Moderator:** Den Maya-Kalender haben ja eigentlich so gut wie alle überlebt.

**Abenteurer:** An jenem Tag sind immerhin beinahe 200 000 Menschen gestorben.

**Moderator:** So viele sterben jeden Tag.

**Abenteurer:** Aber nicht an einem Weltuntergang. An einem Weltuntergang stirbt nur, wer an einen Weltuntergang glaubt.

**Moderator:** Das ist eine abenteuerliche These.

**Abenteurer:** Wieso? Den Maya-Kalender haben alle überlebt, ausser die Maya.

**Moderator:** In Ihrem Buch «Wie ich 12 Weltuntergänge überlebte» beschreiben Sie, dass eine Gefahr nur überlebt, wer sich dem Tod stellt.

**Abenteurer:** Ja, das Waldsterben beispielsweise überlebte ich im Wald.

**Moderator:** Man braucht also viel Mut?

**Abenteurer:** Nicht unbedingt. Die Abholzung des Urwalds überlebte ich, indem ich Plastikmöbel kaufte und mit Öl heizte.

**Moderator:** Wie war das mit der nuklearen Apokalypse, die Sie überlebten?

**Abenteurer:** Das war reiner Zufall: Das Ende der Geschichte wurde ausgerufen, bevor es zur Apokalypse kam.

**Moderator:** Sie waren dieses Jahr auch wieder der Erste, der das neue Coronavirus überlebte. Wie haben Sie das geschafft?

**Abenteurer:** Es war Glück. Man könnte auch sagen, es war Humor, denn ich hatte das Coronavirus gar nicht ernst genommen. Deshalb habe ich mich prompt damit angesteckt.

**Moderator:** Und wie haben Sie es überlebt?

**Abenteurer:** Im Bett.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Leserbriefe

«Wir Schweizer können sehr froh sein, dass der Bundesrat kein solches Wagnis eingegangen ist.» Marianne Wüthrich

**Lieber zu viele Spitalbetten als zu wenige**  
Nr. 23 – «Kein <Irr-Sinn>»;  
Gegenrede von David Holzmann

Seit der Corona-Pandemie lese ich die *Weltwoche* – die ich sonst sehr schätze – mit wachsendem Unmut. Die wiederholte Verharmlosung des Virus und das Abtun der bundesrätlichen Massnahmen als unnötig oder übertrieben passt eigentlich nicht zur *Weltwoche*. Es ist deshalb wohltuend, dass Sie die Gegenrede eines Arztes «an der Front» abdrucken, der schreibt, was Sache ist. Darüber, dass in Bergamo im April sechsmal mehr Menschen gestorben sind als in anderen Jahren, können wir nicht einfach hinweggehen. Kürzlich hat der schwedische Chef-Epidemiologe Anders Tegnell aufgrund der nach wie vor hohen Ansteckungszahlen und Todesfälle eingestanden, dass sein Land mehr gegen die Ausbreitung des Virus hätte tun sollen. Wir Schweizer können sehr froh sein, dass der Bundesrat kein solches Wagnis eingegangen ist, sondern seinen verfassungsmässigen Auftrag, Massnahmen zur Wahrung der inneren Sicherheit zu treffen, verantwortungsvoll wahrgenommen hat. Lieber zu viele Spitalbetten als zu wenige! Marianne Wüthrich, Wil

**Drei Monate meines Lebensrestes**  
Nr. 22 – «Ketzerische Gedanken eines Greises»; Hanspeter Born zu Corona

Ein guter Artikel. Das Fazit spricht mir aus Herz und Hirn. Die Eigenverantwortung der im Kopf noch gesunden Alten ist vorhanden! Wenn ich könnte, würde ich den Bundesrat anklagen: Er hat mir mindestens drei Monate meines Lebensrestes genommen. Das ist – wer weiss – eventuell viel!

Lou Wisard, Zürich

**Identitätsstiftend und kulturprägend**  
Nr. 23 – «Eigengoal der Reformierten»; Peter Ruch über den Rücktritt Gottfried Lochers

Nun trifft es die höchste reformierte Führung. Kürzlich war es das Bistum Chur. Dieses entliess diktatorisch den volksnahen Generalvikar Kopp. Skandale in vielen Kirchgemeinden, Pädophilie, Missbrauch, sexuelle Misstritte, Streit, Prozesse, finanzielle und verwaltungsrechtliche Auseinandersetzungen sowie Ausgrenzung der Frauen bei den Katholiken schaden den Kirchen. Die Schweiz hat christlich-abendländische Wurzeln, und diese müssen identitätsstiftend und kulturprägend



«Wiederholte Verharmlosung des Virus.»

bleiben. Die fortschreitende Säkularisierung der Gesellschaft erklärt Glauben und Religion zur Privatsache und unterwirft alle Werte einer verheerenden Toleranz. Nathan der Weise hat recht: Die Wahrheit einer Religion wird nicht an ihren Glaubenssätzen gemessen, sondern ist an ihren Früchten zu erkennen!

Der Glaube kann in Corona-Zeiten zu wichtigem impulsgebendem Nachdenken führen. Roger E. Schärer, Feldmeilen

**Hat sich der Bundesrat verrechnet?**  
Nr. 22 – Die sieben Corona-Irrtümer des Bundesrats» von Beat Gygi

Betrachten wir die gegenwärtige Krise doch mal aus der Sicht eines Studenten der Ökonomie im ersten Semester, nach der ersten Vorlesung. Er weiss nun, dass es in der Wirtschaft um die optimale Verteilung knapper Güter geht. Das knappe Gut Geld, zirka 100 000 000 000 Franken, wurde eingesetzt, um, nehmen wir eine runde Zahl an, 5000 Todesfälle zu verhindern. Also 20 Millionen Franken, um 1 Todesfall zu verhindern. Der Student fragt sich, ob das wirklich optimal ist. Könnte man mit 100 Milliarden nicht mehr Menschenleben retten? Wenn, so seine Überlegung, in der Welt pro Jahr zirka 9 Millionen Menschen verhungern, so könnte man mit den 100 Milliarden jedem mehr als 10 000 Franken überweisen und so Millionen Leben retten. Unser Student fragt sich, ob er sich verrechnet hat. Oder hat sich eventuell der Bundesrat verrechnet?

Bruno Koller, Basel

## Auch die Schweizer

Nr. 21 – «Untertanen»;  
Kolumne von Henryk M. Broder

Vermutlich sprach Henryk M. Broder nur aus Höflichkeit von Deutschen statt Schweizern, wenn er zur Corona-Krise in der *Weltwoche* schrieb: «Was immer die Regierung beschloss, verfügte, auf den Weg brachte, zwei Drittel bis drei Viertel der Deutschen waren dafür. [...] <Ziviler Gehorsam> wurde zur Bürgerpflicht. Nichts macht den Deutschen mehr Spass, als zu gehorchen, strammzustehen [...]» Das gilt doch auch für uns neuerdings.

*Knut Bannier, Kaiseraugst*

## Zwischenruf aus dem Stammhirn

Nr. 22 – «Tell würde heute Blerim heissen»;  
Peter Keller über Freiheit

Noch nie habe ich in der von mir seit über vierzig Jahren geschätzten *Weltwoche* so eine köstliche Satire gelesen! Nicht nur dass sich der Autor über die heutigen vernünftigen Schweizer Bürger als «bundesratsergebene Masse» lustig macht und die in ihren Boliden nachts über die Autobahn Rasenden als sogenannte Balkan-Jungs verniedlicht. Er präsentiert diese Rücksichtslosen den Lesern vielmehr auch noch als die eigentlichen Brüder im Geiste von Wilhelm Tell! Genial, das ist wirklich Ironie vom Feinsten, aber seltsam daran ist nur, dass ich nirgendwo einen Hinweis auf eine Satire finde. Stattdessen werde ich stutzig, als ich den Hinweis lese, dass seine Ansichten im Text von einem «Zwischenrufer aus seinem Stammhirn» stammen. Das Stammhirn ist aber weder für Satire noch für Scherz oder gar tiefere Bedeutung zuständig.

Daher ist zu befürchten, dass der Autor seinen Text ohne jedes Augenzwinkern verfasst haben könnte. Entsprechend haben es ihm dann auch die «gut frisierten Eritreer» besonders angetan, welche «fröhlich» auf die Gesundheit und das Leben anderer pfeifen («zwitchern»).

*Christian Kosak, München*

## Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Fassungslos schau ich Fernsehen. Ich weiss nicht, was ich von dieser Corona-Pandemie halten soll. Meines Erachtens sind die Gefahren und die Todeszahlen hochgespielt worden. Ich frage mich, worauf das alles hinausläuft, vor allem punkto Steuern. Diese Geldgeschenke des Staates müssen doch am Ende wir Steuerzahler bezahlen. Haben Sie eine Vorstellung, was das konkret heisst in Zukunft? Werden die Steuern massiv steigen? Wird es eine grosse Inflation geben? Worauf muss ich mich einstellen?**

*M.G. Winterthur*

«Ich weiss nicht, was ich von dieser Corona-Pandemie halten soll», schreiben Sie. So wie Ihnen geht es wohl noch vielen. Wenn die Leute nicht wissen, wie es ist, kann man diese auch leiten, aber auch irreführen. Man holt dann Fachleute und merkt, dass auch diese nicht sicher sind, aber die Behörden tun so, als wüssten sie es. Und sie verkünden mit besorgten Gesichtern, was sie alles befehlen, und stets mit der Beteuerung, dass sie es nur zum Schutze unserer Gesundheit täten. Und weil allen Leuten die Gesundheit lieb ist, lässt man es sich gefallen. Und leider gibt das Gesetz den Behörden noch die Rechtfertigung, indem das Epidemiengesetz dem Bundesrat – d. h. der Verwaltung – die Vollmacht gibt, bei Epidemien eine «ausserordentliche Lage» zu bestimmen, um dann in eigener Verantwortung ohne Verfassung und ohne gesetzliche Grundlage rechtsverbindliche Massnahmen zu beschliessen. Das hat der Bundesrat getan.

In der Unsicherheit, die alle – inklusive der Verwaltung – haben, geben seine Meinung und der Zugriff auf öffentliche Kassen der Bevölkerung eine gewisse Sicherheit. Die Botschaft: «Ich kenne mich aus, habe viele Fachleute, den Chefepidemiologen, und so weiter. Folglich weiss ich auch, was zu machen ist. Ich befehle euch euer Verhalten, und wenn ihr dies nicht einhaltet, werdet ihr bestraft.»

Es gibt wohl Massnahmen, die einem einleuchten, nämlich den Menschen zu sagen,

dass nach übereinstimmender Auffassung der Mediziner das Coronavirus sehr ansteckend ist. Dass man, wenn möglich, Abstand hält, dass man sich die Hände desinfizieren sollte, unter Umständen sich isolieren, bis es nicht mehr nötig ist. All die Hygienemassnahmen wie Händewaschen, -desinfizieren sowie schweizweite Grenzkontrollen, um Virusträger abzuhalten – das leuchtet ein.

Aber jetzt beginnt das Misstrauen: Hätte man dies nicht einfach propagieren können, um es dann der Selbstverantwortung zu überlassen? Im Weiteren ist man verunsichert, denn jedermann leuchtet es sein, dass vor allem an der Grenze zu Ländern mit Virus-verseuchten Gebieten eine strikte Grenzkontrolle unverzüglich hätte erfolgen müssen. Gerade das wurde nicht getan. Die Rücksicht auf die EU ging vor – also hier hatte plötzlich der Schutz der Gesundheit keinen Vorrang. Jetzt haben wir die Folgen: Die Grenzkanzone Tessin, Waadt, Genf sind am meisten betroffen gewesen. Und Schutzmasken wurden als unnütz bezeichnet – um nicht zugeben zu müssen, dass man keine Schutzmasken hat. Dafür wurden die Restaurants, die Schulen, die Läden, viele Dienstleistungsbetriebe geschlossen. Das halbe Leben stand plötzlich still. Dass alles stillsteht, sei nun die Medizin, über die Nebenwirkungen gab man sich spät Rechenschaft.

Und auch so versucht man jetzt, alles wieder rückgängig zu machen. Und jetzt ergreift man wieder mittels Vollmachtsbeschlüssen – über alles demokratische Recht hinweg – Lockerungsmassnahmen, indem man grosszügig flächendeckend Geld verteilt – natürlich nicht aus den Kassen derjenigen, die den Schaden angerichtet haben, sondern von den Geldern der Bürger, vom Steuerzahler! Und die Grosszügigkeit kennt keine Grenzen. Bis Ende Jahr sollen es hundert Milliarden Schweizer Franken sein, das heisst so viel, wie die Schweizerische Eidgenossenschaft innerhalb von achtzehn Monaten ausgibt.

Was heisst dies für die Zukunft? Viele Arbeitslose, Betriebszusammenbrüche, massive Ausgabenkürzungen des Staates, unsichere Sozialwerke oder massive Steuererhöhungen, was die Bürger und die Wirtschaft ebenfalls schwächt. Darauf haben wir uns einzustellen. Eine grosse Inflation? Das sehe ich im Augenblick nicht – aber auch das ist nicht auszuschliessen. Ein sicherer Arbeitsplatz in einer seriös arbeitenden Firma, ein bisschen Ersparnisse, ein Notvorrat zu Hause, das ist jetzt wieder gefragt. Jede Zeit hat auch ihre Chancen, man muss sie suchen und zupacken.

Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an: [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch)

# Warum alle falsch lagen

Das Coronavirus verzieht sich allmählich. Was hat sich in den vergangenen Wochen eigentlich abgespielt? Die Experten haben grundlegende Zusammenhänge übersehen. Die Immunantwort gegen das Virus ist viel stärker, als man dachte. *Von Beda M. Stadler*

Dies ist keine Anklageschrift, aber eine schonungslose Bilanz. Ich könnte mich selber ohrfeigen, weil ich das Virus Sars-CoV-2 viel zu lange mit Panik im Nacken betrachtet habe. Ein wenig ärgere ich mich auch über viele meiner Immunologen-Kollegen, die bislang die Diskussion rund um Covid-19 den Virologen und Epidemiologen überlassen haben. Mir scheint, es wäre Zeit, einige der hauptsächlichsten und komplett falschen Aussagen rund um dieses Virus in der Öffentlichkeit zu kritisieren.

Erstens: Es war falsch, zu behaupten, das Virus sei neu.

Zweitens: Noch falscher war es, zu behaupten, es bestehe in der Bevölkerung keine Immunität gegen dieses Virus.

Drittens: Es war sozusagen die Krönung der Dummheit, zu behaupten, man könne die Krankheit Covid-19 symptomlos durchmachen oder andere gar ohne Symptome anstecken.

Nun aber der Reihe nach:

## 1. Ein neues Virus?

Ende 2019 tauchte in China das Coronavirus auf, das man als neuartig ansah. Nachdem aber die Gensequenz, also der Bauplan für das Coronavirus, identifiziert war und dieses einen verwandten Namen zu dem 2002 aufgetauchten Sars erhalten hatte, nämlich Sars-CoV-2, hätte man eigentlich bereits fragen sollen, wie weit diese Verwandtschaft eventuell bis zu anderen Coronaviren, die auch uns Menschen krank machen, reichen könnte. Nein, stattdessen hat man diskutiert, von welchem Vieh, das zugleich auch auf dem chinesischen Speiseplan existiert, das Virus wohl abstammen könnte. Inzwischen glauben allerdings viel mehr Menschen sogar daran, die Chinesen seien so dumm, dieses Virus im eigenen Land auf sich selber losgelassen zu haben.

Jetzt, da es darum geht, Impfstoffe gegen das Virus herzustellen, tauchen hingegen wissenschaftliche Arbeiten auf, die aufzeigen, dass dieses sogenannte neue Virus stark verwandt ist mit Sars-1 sowie mit anderen Betacoronaviren, unter denen wir jedes Jahr in der Form von Erkältungen leiden. Neben den reinen Sequenzhomologien zwischen den verschiedenen für Menschen krankheitserregenden Coronaviren werden derzeit diverse Bereiche auf den Viren definiert, wie sie von den menschlichen Immunzellen erkannt werden. Dabei geht es also nicht mehr bloss um die genetische

Verwandtschaft, sondern darum, wie das Virus für das Immunsystem aussieht, also welche Teile von Sars-CoV-2, aber auch von anderen Coronaviren allenfalls als Impfstoff verwendet werden könnten.

Also: Sars-Cov-2 ist gar nicht so neu, sondern eben ein saisonales Erkältungsvirus, das mutiert hat und wie alle anderen Erkältungsviren im Sommer verschwindet – was jetzt auch fast überall auf der Welt beobachtbar ist. Grippeviren mutieren übrigens in einem wesentlich höheren Masse, und niemand würde behaupten, ein neuer Grippevirus-Stamm sei etwas komplett Neues. Viele Tierärzte haben sich denn auch über die Behauptung eines komplett neuen Virus geärgert, schliesslich verwenden sie seit Jahren Impfstoffe gegen Coronaviren bei Katzen, Hunden, Schweinen und Rindern.

## 2. Die Mär von der fehlenden Immunität

Von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) bis zu den Facebook-Virologen haben alle behauptet, das Virus sei besonders gefährlich, weil keine Immunität dagegen herrsche, da es ein neues Virus sei. Sogar Anthony Fauci, der wichtigste Berater der Trump-Regierung, betonte anfänglich bei öffentlichen Auftritten jedes

## Die Epidemiologen gingen dem falschen Glauben, es gebe keine Immunität im Volk, auf den Leim.

Mal, die Gefahr des Virus bestünde darin, dass es dagegen keine Immunität gebe. Tony und ich hatten seinerzeit in den USA oft nebeneinander gesessen in Immunologie-Seminaren am National Institute of Health in Bethesda, weil wir damals auf verwandten Gebieten arbeiteten. Also war ich eine Zeitlang seiner Aussage gegenüber ziemlich unkritisch, schliesslich stammte sie von einem respektablen Kollegen.

Der Groschen fiel bei mir erst, als ich realisierte, dass der erste kommerzielle Antikörpertest aus einem alten Antikörper bestand, der eigentlich Sars-1 erkannte. Bei dieser Art von Test schaut man, ob im Blut Antikörper vorhanden sind und ob diese in einem früheren Kampf gegen das Virus so entstanden sind. Aus einem Lama wurden sogar Antikörper isoliert, die gleichermassen Sars-1, Sars-CoV-2 und das Mers-Virus erkennen. Zudem wurde bekannt, dass in China an Orten, wo Sars-1 gewütet hatte, Sars-CoV-2 weniger Unheil anrichtete. Das sind klare Befunde, die zwingend nahelegen, dass

unser Immunsystem zumindest Sars-1 und Sars-CoV-2 als teilweise identisch betrachtet und wahrscheinlich das eine Virus uns vor dem anderen schützen könnte.

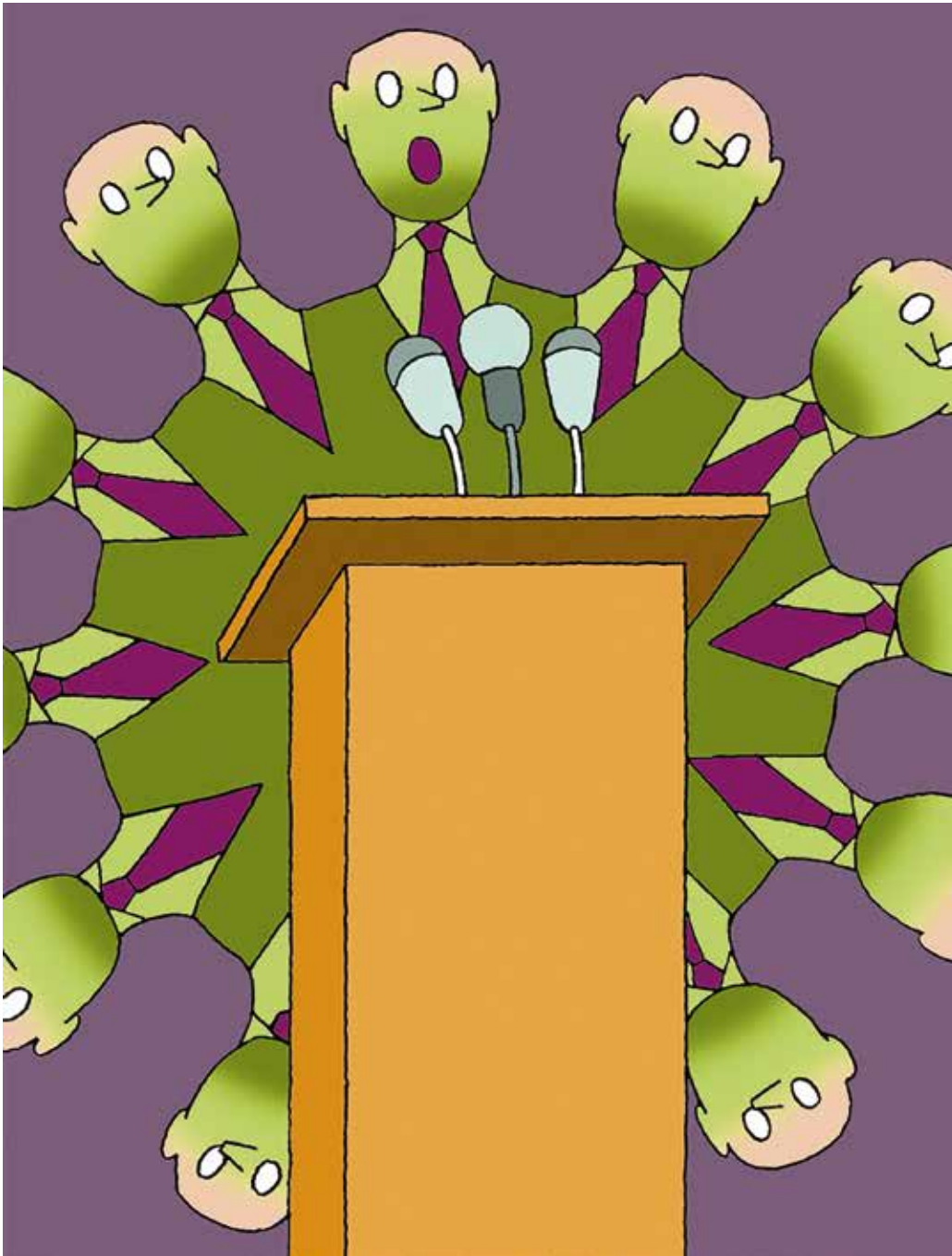
Ich realisierte da, dass die ganze Welt einfach behauptete, es gebe keine Immunität, aber in Wirklichkeit hatte gar niemand einen Test zur Hand, um eine solche Behauptung zu belegen. Das war keine Wissenschaft, sondern bloss Spekulation aus dem Bauchgefühl, die von allen nachgeplappert wurde. Bis heute gibt es nämlich keine Antikörpertests, die all die verschiedenen möglichen immunologischen Situationen beschreiben, wie etwa: ob man immun ist, seit wann, wogegen die neutralisierenden Antikörper gerichtet sind und wie viele Strukturen auf anderen Coronaviren existieren, die ebenfalls zu Immunität führen.

Mitte April erschien dann eine Arbeit aus der Gruppe von Andreas Thiel von der Charité in Berlin. Es war eine Arbeit mit dreissig Autoren, unter anderem auch mit dem Virologen Christian Drosten. Darin wurde gezeigt, dass bei 34 Prozent der Berliner, die nie Kontakt gehabt hatten mit dem Sars-CoV-2-Virus, trotzdem eine T-Zellen-Immunität (eine andere Art der Immunreaktion, siehe unten) dagegen festgestellt werden konnte. Das heisst, unsere T-Zellen, also weisse Blutkörperchen, erkennen gemeinsame Strukturen auf Sars-CoV-2 und den normalen Erkältungsviren und bekämpfen somit beide.

Eine Studie von John P. A. Ioannidis von der Stanford University, gemäss der Einstein-Stiftung in Berlin einer der zehn meistzitierten Wissenschaftler auf der Welt, zeigte zudem auf, dass die Immunität gegen Sars-CoV-2, gemessen mit Antikörpern, wesentlich höher ist als bislang angenommen. Ioannidis ist sicher kein Verschwörungstheoretiker, der bloss gegen den Strom schwimmt; trotzdem wird er jetzt kritisiert, weil keine wirklich präzisen Antikörpertests verwendet worden seien. Die Kritiker geben damit zu, dass auch sie keine solchen Tests haben. Im Übrigen ist John P. A. Ioannidis ein derartiges wissenschaftliches Schwergewicht, dass alle deutschen Virologen zusammengenommen dagegen ein Leichtgewicht sind.

## 3. Das Versagen der Modellbauer

Die Epidemiologen gingen dem falschen Glauben, es gebe keine Immunität im Volk, ebenfalls auf den Leim. Zudem wollten sie auch nicht wahrhaben, dass Coronaviren eben saisonale Erkältungsviren sind und im Sommer ver-



Zurück auf dem Weg zur Normalität.

schwinden. Sonst wären ihre Kurvenmodelle anders ausgefallen. Nachdem die anfänglichen Worst-Case-Szenarien nirgendwo aufgetreten sind, klammern sich manche nun noch an Modelle, die das Auftreten einer zweiten Welle voraussagen. Lassen wir ihnen diese Hoffnung – ich habe noch nie einen Wissenschaftszweig gesehen, der sich selber derart ins Abseits manövriert hat. Ich habe auch nicht verstanden, weshalb Epidemiologen derart interessiert sind an der Anzahl Todesfälle anstatt daran, wie viele Leben zu retten wären.

#### 4. Die Immunologie des gesunden Menschenverstandes

Als Immunologe vertraue ich einem natürlichen Modell, nämlich dem menschlichen Organismus, der ein erprobtes und lernfähiges Immunsystem ausgebildet hat. Ende Februar,

auf der Rückfahrt nach einer «Arena»-Sendung, äusserte ich, eingeklemmt im Fiat 500 von Daniel Koch, diesem gegenüber meine Vermutung, dass es im Volk eine Grundimmunität gegen Sars-CoV-2 gebe. Er bestritt diese Ansicht. Ich habe ihn später trotzdem verteidigt, als er darlegte, Kinder seien kein treibendes Moment für diese Pandemie. Er vermutete, Kinder hätten keinen Rezeptor für das Virus, was natürlich Unsinn ist. Aber man muss ihm zugutehalten, dass seine Beobachtung richtig war. Dass ihm dann jedoch Wissenschaftler an den Karren fuhren und entsprechende Studien verlangten, birgt doch eine gewisse Ironie. Schliesslich verlangte man auch keine Studien, um zu demonstrieren, dass Menschen aus der Risikogruppe sterben.

Als in den ersten Statistiken aus China und dann auch bei der weltweiten Datenlage eben-

falls der gleiche Trend zu beobachten war, dass nämlich praktisch nie ein Kind unter zehn Jahren erkrankt ist, hätte eigentlich jedermann aufs Argument kommen müssen, dass Kinder offensichtlich immun sind. Bei jeder anderen Krankheit, bei der eine bestimmte Gruppe von Menschen nicht krank wird, würde man davon ausgehen, dass diese Gruppe immun ist. Wenn in einem Altersheim Menschen leider sterben, aber am gleichen Ort Pensionäre mit den gleichen Risikofaktoren völlig unbehelligt bleiben, sollte man eigentlich ebenfalls davon ausgehen, dass diese eben immun waren.

Dieser gesunde Menschenverstand ist aber einigen Menschen abhandengekommen, also nennen wir sie hier spasseshalber «Immunitätsleugner». Diese neue Gattung der Leugner musste beobachten, dass der allergrösste Teil der Menschen, die positiv auf dieses Virus getestet wurden, bei denen also Viren im Rachen nachgewiesen wurden, gar nicht krank werden. Man hat dafür den Begriff «silent carriers» aus dem Hut gezaubert, stille Träger, und behauptet, man könne krank sein, ohne Symptome zu haben. Das wäre ja pikant. Sollte sich dieses Prinzip in der Medizin von nun an einbürgern, hätten die Krankenkassen ein Problem, aber auch etwa Lehrer, da von nun an Schüler jede Krankheit vorgaukeln können, um die Schule zu schwänzen, schliesslich braucht es ja gar keine Symptome mehr, um krank zu sein.

Der nächste Witz, den gewisse Virologen verbreitet haben, war die Behauptung, dass diese symptomlos Kranken trotzdem andere Menschen anstecken könnten. Diese «gesunden» Kranken würden im Rachenraum so viele Viren beherbergen, dass bei einer normalen Unterhaltung zwischen zwei Menschen der eine «Gesunde» den anderen Gesunden anstecke. Nun muss man sich vergegenwärtigen, was da alles abläuft. Falls sich irgendwo im Körper, eben auch im Rachen, Viren bilden, heisst das, dass menschliche Zellen zugrunde gehen. Wenn Zellen sterben, wird sogleich das Immunsystem alarmiert, und es entsteht eine Entzündung. Eines der fünf Kardinalsymptome einer Entzündung ist der Schmerz. Es ist verständlich, dass leidende Covid-19-Patienten sich nicht mehr an das anfängliche Kratzen im Hals erinnern können und dann allenfalls behaupten, sie hätten vor ein paar Tagen noch keine Symptome gehabt. Daraus als Arzt oder Virologe eine Story von «gesunden» Kranken zu machen, die Panik verursacht und oft ein Grund war für strengere Lockdown-Massnahmen, zeigt, wie schlecht der Witz in Wirklichkeit war. Wenigstens hat die WHO die Behauptung der asymptomatischen Ansteckung nicht übernommen und zweifelt diese Behauptung sogar auf ihrer Website an.

Hier auf griffige Art und speziell für die Immunitätsleugner nochmals eine ganz kurze Zusammenfassung, wie wir Menschen von Keimen angegriffen werden und darauf reagieren:

*Virus ist ein lateinisches Wort, das die Ärzte verwenden, wenn sie sagen wollen: «Ich weiss es auch nicht».*



Hat es in unserer Umgebung krankmachende Viren, so werden alle Menschen, egal, ob immun oder nicht, vom Virus befallen. Ist man immun, beginnt jetzt der Zweikampf mit dem Virus. Als Erstes versuchen wir, mit Antikörpern zu verhindern, dass sich das Virus an unsere Zellen bindet. Dies gelingt natürlich nur teilweise, nicht alle werden blockiert, und viele Viren werden sich in den geeigneten Zellen einnisten. Das muss nicht zu Symptomen führen, ist aber eben auch keine Krankheit. Denn die zweite Garde des Immunsystems kommt jetzt zu Hilfe. Das sind die oben bereits erwähnten sogenannten T-Zellen, weisse Blutzellen, die von aussen feststellen können, in welchen anderen Zellen sich die Viren verstecken, um sich dort zu vermehren. Solche Zellen, die quasi Viren ausbrüten, werden dann im ganzen Körper gesucht und von den T-Zellen umgebracht, bis das letzte Virus ausgerottet ist.

Macht man also bei einem immunen Menschen einen PCR-Corona-Test, wird kein Virus erkannt, sondern nur ein kleines Stück des viralen Genoms. Der Test wird so lange positiv sein, bis keine Trümmer des Virus mehr vorhanden sind. Richtig, auch wenn längst keine infektiösen Viren mehr da sind, kann ein Corona-Test also noch positiv ausfallen, weil durch die PCR-Methode selbst ein kleines Stück des viralen Genmaterials im Test genügend vervielfältigt wird. So geschehen, als aus Korea die Meldung rund um den Globus ging und von der WHO übernommen wurde, dass mehr als 200 Koreaner, die Covid-19 durchgemacht hatten, wieder angesteckt worden seien, dass also wahrscheinlich keine Immunität gegen dieses Virus entstehe. Die Erklärung des wahren Sachverhalts und die Entschuldigung kamen erst etwas später, als man feststellte, dass die immunen Koreaner alle kerngesund seien und nur einen kurzen Zweikampf mit dem Virus gehabt hätten. Der Haken war eben, dass die Virustrümmer mit dem allzu sensitiven Test noch erfasst wurden und das Signal «positiv» auslösten. Wahrscheinlich beruht bei uns eine Grosszahl der täglich rapportierten Ansteckungen bloss auf solchen Virustrümmern.

Der PCR-Test mit seiner enormen Empfindlichkeit war also am Anfang goldrichtig, um herauszufinden, wo das Virus sein könnte. Der Test kann aber nicht feststellen, ob die Viren noch intakt, also noch ansteckend sind. Leider hat dies auch dazu geführt, dass einige Virologen die Stärke des Testsignals mit der Viruslast, also der Menge an Viren, die man ausatmen könne, gleichgesetzt haben. Zum Glück blieben unsere Kitas trotzdem offen. Da deutsche

Virologen wahrscheinlich aus Prinzip nicht in andere Länder blicken, in denen die Fallzahlen schneller sinken als zu Hause, ging das an ihnen vorbei.

## 5. Corona-Immunität als Problem

Was heisst das für die Praxis? Die überaus lange Inkubationsperiode von zwei bis vierzehn Tagen – und Berichte über 22 bis 27 Tage – sollte jeden Immunologen aufschrecken. Genauso wie die Behauptung, die meisten Patienten würden nach fünf Tagen kein Virus mehr ausscheiden. Beides legt nämlich wiederum den Schluss nahe, dass es – quasi im Hintergrund – eine Grundimmunität geben muss, die zu einer Verzerrung der Vorgänge, wie man sie normalerweise erwarten würde, führt – eben zu langen Inkubationszeiten und zu rascher Immunität.

Genau diese Immunität scheint auch bei den Patienten mit ernsthaftem Verlauf der Krankheit das Problem zu sein. Unsere Antikörpertiter, also die Treffsicherheit des Abwehrsystems, nehmen nämlich mit zunehmendem Alter ab. Aber auch bei Menschen, die falsch oder unterernährt sind, kommt es zu einer Immunschwächung, weshalb das Virus ja nicht nur die medizinischen Probleme eines Landes aufzeigt, sondern auch einen Teil der sozialen Missstände.

Hat ein Angesteckter also zu wenig Antikörper, das heisst eine zu schwache Immunabwehr, wird sich das Virus langsam, aber stetig über den ganzen Körper verteilen. Jetzt, da nicht mehr genügend Antikörper vorhanden sind, bleibt nur noch das zweite Bein der Immunantwort übrig: Die T-Zellen beginnen überall im Körper gegen die vom Virus befallenen Zellen zu kämpfen. Dies kann zu einer überschüssigen Immunreaktion führen, quasi zu einem gewaltigen Gemetzel; das wird dann Zytokinsturm genannt. Ganz selten kann dies auch bei Kleinkindern passieren und wird dann als Kawasaki-Syndrom bezeichnet. Mit diesem Spezialfall bei Kindern hat man auch bei uns versucht, Panik zu schüren. Interessant ist allerdings, dass dieses Syndrom einfach und gut zu behandeln ist. Den Kindern werden nämlich Antikörper von gesunden Blutspendern verabreicht, also von Menschen, die Coronavirus-Erkältungen durchgemacht haben. Somit wird hier die toteschwiegene Immunität in der Bevölkerung trotzdem therapeutisch eingesetzt.

Was nun?

Das Virus ist erst mal weg. Wahrscheinlich wird es im Winter zurückkommen, das wird

aber keine zweite Welle sein, sondern eben eine Erkältung. Wer als gesunder junger Mensch derzeit mit einer Maske herumläuft, sollte deshalb gescheiter einen Helm tragen, da das Risiko, dass einem etwas auf den Kopf fallen könnte, grösser ist als eine schwere Erkrankung an Covid-19.

Sollte in vierzehn Tagen nun trotzdem ein signifikanter Anstieg an Ansteckungen zu beobachten sein, wüssten wir wenigstens, dass eine der gelockerten Massnahmen von vorher eine sinnvolle Einschränkung war. Ansonsten empfehle ich allen die Lektüre von John P. A. Ioannidis neuester Arbeit, in der er die Situation, bezogen auf die weltweite Datenlage vom 1. Mai 2020, beschreibt: Unter 65-Jährige ohne Vorerkrankung machten demnach bloss 0,7 bis 2,6 Prozent aller Covid-19-Todesfälle aus. Um der Pandemie Herr zu werden, reiche eine Strategie aus, die sich auf den Schutz der über 65-jährigen Risikopersonen beschränke. Wenn ein Topexperte dieser Ansicht ist, wird ein erneuter Shutdown zu einem No-Go.

Zurück auf dem Weg zur Normalität, würde es uns Bürgern jetzt guttun, wenn sich einige Panikmacher entschuldigen würden. Etwa Ärzte, die eine Triage der über achtzigjährigen Covid-19-Patienten forderten, damit diese nicht mehr beatmet werden. Auch Medien, die mehrmals Panikvideos aus italienischen Spitälern gezeigt haben, um damit etwas zu illustrieren, das so nie existiert hat.

Alle Politiker, die «Testen, testen, testen» forderten, ohne überhaupt zu wissen, was der Test misst. Oder der Bund, für eine App, die nie funktionieren wird und mich auch dann warnen wird, wenn jemand in meiner Nähe positiv, aber nicht ansteckend ist.

Im Winter, wenn die Grippe und andere Erkältungen wieder grassieren werden, können wir uns dann etwas weniger oft küssen, aber die Hände waschen sollte man sich ja auch ohne Viren. Und Menschen, die trotzdem etwas aufgelesen haben, sollen dann die Masken hervornehmen und allen zeigen, wie viel sie aus dieser Pandemie gelernt haben. Und falls wir immer noch nicht gelernt haben, unsere Risikogruppen zu schützen, müssen wir auf einen Impfstoff warten, der hoffentlich auch bei den Risikopersonen funktionieren wird.



Immunologe Stadler.

**Wahrscheinlich wird das Virus zurückkommen, das wird aber keine zweite Welle sein, sondern eben eine Erkältung.**

Beda M. Stadler ist emeritierter Professor und ehemaliger Direktor des Instituts für Immunologie an der Uni Bern.

# Ihr Rap ist Poesie

Der Berner Rapperin Steff la Cheffe ist geglückt, woran viele Musiker scheitern: Sie hat ihren eigenen Style entdeckt und erfindet sich doch ständig neu. Das Beste dürfte noch vor ihr liegen. *Von Anton Beck*

Tupac würde sich wundern. Was heute als Hip-Hop in den Charts steht, hat sich aufgrund von R-&-B- und Trap-Einflüssen von den Wurzeln der Musikrichtung so weit weg bewegt, dass es schwierig ist, das Genre überhaupt noch als Einheit zu definieren. In «Too-sie Slide», schon jetzt der Rap-Song 2020, hüpft Drake, der Götze des Internetzeitalters, verhüllt wie ein IS-Kämpfer zu einem minimalen Trap-Beat durch seine Villa.

Drake ist das Nonplusultra moderner Rap-Musik, weshalb es kein Wunder ist, dass sich seine Einflüsse in ganz Europa wiederfinden lassen, bei Capital Bra in Deutschland oder Fricky, dem Rap-Star der Schweden. Es als Rapper anders zu machen als Drake, ist gewagt. Auf Autotune zu verzichten und sich in Musikvideos materiell-minimalistisch zu präsentieren, davon würde wohl jeder Agent mit einer Marketing-Grundausbildung abraten. Die Welt ist zurzeit so ausser Rand und Band, dass sich in der Unterhaltungsindustrie niemand mit allzu viel Tiefgründigkeit herum-schlagen will.

## Lauts Medienecho

Eine, die das nicht zu kümmern scheint, ist die mittlerweile 33-jährige Berner Rapperin Steff la Cheffe. Mit ihrem Hit «Ha ke Ahnig» sicherte sie sich 2013 einen Podiumsplatz in der Schweizer Musikszene. Seitdem veröffentlichte sie konstant Neues, und auch wenn keine Radiohits mehr dabei waren, blieb Stefanie Peter, wie sie mit bürgerlichem Namen heisst, dennoch immer im Gespräch. Auch ihre kürzlich erschienene EP «PS:» erhielt ein lautes Medienecho. Zyniker könnten die Gründe dafür in der Marketingstrategie ihres Labels verorten, allerdings wäre die Suche nicht sehr ergebnisreich.

Vielmehr liegt das Erfolgsgeheimnis der Künstlerin in ihrer Wandelbarkeit. Auf ihren ersten beiden Alben «Bittersüessi Pille» und «Vögu zum Geburtstag» präsentiert sie sich als junge, emanzipierte Frau in allen Lebenslagen. «Ich bruch e Typ, wo sine Flöte cha spile, e Virtuos, wo bim Löte cha zile» singt sie in «Baggere», einem Lied, in dem sie klarmacht, dass sie ihre Dating-Partner aussucht und nicht umgekehrt. Nur fünf Jahre später vertont dieselbe Künstlerin das Guggisbärglied – ein Volkslied, das lyrisch nicht weiter davon entfernt sein könnte.

Generell präsentiert sich Steff la Cheffe von Song zu Song verschieden, teilweise auch auf



*Genug von der unerfüllten Liebe:* Reimerin Stefanie Peter.

demselben Album. Mal ist sie gelangweilte Stoikerin, die sich nicht wirklich um öffentliche Fragen schert («Bi o nur e Tubu wo chli Nonsens lallt, i ha o ke Plan, lueg, i tue nur so, würke souverän, wöu das ghört zu dr Show»),

## Die Zeiten in denen Rapper auch als Schriftsteller tätig sind, bricht gerade an.

ein anderes Mal zeigt sie mit dem Finger auf fragwürdige Auswüchse gesellschaftlicher Entwicklungen («I ga uf ds Loufband, i finge's vou Fun, renne uf der Stell mit em Blick uf ne Houzwand, i schlücke Vitamine, i trinke Energy, wirde clean, wirde fit ire Therapie»).

Musikalisch hingegen hat sie ihre klare Linie. Welche Beats bei amerikanischen Rappern gerade Publikumsmagneten sind, schert sie nicht. Bei ihrer Stimme hilft sie nicht nach, die Produktion gleicht der Natürlichkeit eines Bergsees. Sie setzt konsequent auf eine Art R-&-B-Rap mit gekonntem Einsatz verschiedenster Instrumente.

Ihre Musik klingt analog, so als sei das eben nicht alles an ein und demselben Computer

zusammengesetzt worden, sondern als hätte sich tatsächlich ein halbes Orchester in einem Berner Tonstudio versammelt. Mal ein Saxofon hier, mal eine Violine oder eine E-Gitarre da. Der einzige Rapper neben Steff la Cheffe, der sich das in diesem Ausmass traute, ist der Österreicher Chakuza, der sich mit einer Albumtrilogie vollständig von elektrischen Rap-Beats lossagte. Das ist nicht nur gewagt, sondern erfordert auch grosses musikalisches Können.

## Lyrisch aufrichtig

Auch auf ihrer neusten EP, «PS:», bleibt Steff la Cheffe diesem Können treu, während sie sich lyrisch neu erfindet. Vor allem erstaunt es, wie sensibel die Songs daherkommen. Ganz ohne doppelten Boden rappt sie über das Versagen, einen Liebesbrief zu schreiben, oder über die selbstzerstörerischen Seiten des Verliebtseins. Gerade im Berner Dialekt ist es schwer, sich lyrisch aufrichtig zu zeigen, ohne in den Kitsch abzudriften. Steff la Cheffe gelingt es trotzdem.

Dem *St. Galler Tagblatt* gegenüber erzählte sie, dass sie vorerst genug habe von der unerfüllten Liebe, und verriet, dass sie in letzter Zeit auch vermehrt Gedichte geschrieben habe. Es würde nicht verwundern, wenn sie bald einen Ausflug in die Literaturlandschaft unternehmen würde. Das Talent dazu hat sie. Gerade auf «PS:» sind viele der Texte fragmentiert und doch so aussagekräftig, dass sie auch dem neuen Lyrikband von Nora Gomringer entstammen könnten.

Die Zeiten, in denen Rapper auch als Schriftsteller tätig sind, brechen gerade an, wie der amerikanische Rapper Logic bewies, als er seine Fangemeinde letztes Jahr mit dem Roman «Supermarket» überraschte. Da sich das Publikum von Literaturhäusern und Rap-Konzerten in Europa noch kaum überschneidet, böte sich Steff la Cheffe die Möglichkeit, als Erste diesen Spagat zu meistern. Auch wenn das für Stefanie Peter bedeuten würde, dass sie dieses eine Mal in Richtung Amerika und Trendsetting schauen müsste.



**Steff La Cheffe:**  
PS:  
CD BKRA0087-2

# Inside Antifa

Bei den gewalttätigen Aufständen in den USA spiele die Antifa eine Schlüsselrolle, sagt Andy Ngo. Der Sohn vietnamesischer Einwanderer ist einer der besten Kenner der linksextremen Anarcho-Szene. Hier erklärt er, warum sie als Terrororganisation einzustufen ist. *Von Urs Gehriger*

Nach dem gewaltsamen Tod von George Floyd wurde die Welt nicht nur Zeuge von friedlichen Massenprotesten gegen Rassismus, sondern auch von Plünderungen und extremer Brutalität. Federführend bei zahlreichen Gewaltakten ist gemäss US-Behörden die Antifa. Vermummt und von Kopf bis Fuss schwarz gekleidet, zerstören Aktivisten in Städten der USA und Europas mit Benzinbomben, Messern, Steinschleudern, Backsteinen und Ketten Eigentum und verletzen Zivilisten – alles im Namen des Kampfes gegen den Faschismus. Menschen, die sich ihnen entgegenstellen, werden selbst als «Faschisten» bezeichnet und durch Repression zum Schweigen gebracht.

Vieles von dem, was über die Antifa in den USA bekannt ist, wurde von Andy Ngo enthüllt. Der Sohn vietnamesischer Einwanderer, geboren und aufgewachsen an der US-Westküste, recherchiert als Journalist seit fünf Jahren über die Antifa. Im Juni 2019 wurde er in Portland, Oregon, von Antifa-Mitgliedern überfallen, ausgeraubt und musste sich wegen eines Schädel-Hirn-Traumas einer Behandlung unterziehen.

## «Lediglich ein Vorwand»

«Wir sind Zeugen eines Aufstands, auf den die extreme Linke seit langem hinarbeitet», erklärte Andy Ngo nach Beginn der jüngsten Unruhen in den USA. «Die Ermordung von George Floyd in Minneapolis war lediglich ein Vorwand für die radikalen Schläger. Sie versuchen, die verheerenden wirtschaftlichen Folgen des Corona-Lockdowns mit Millionen von Arbeitslosen auszunutzen, um die USA zu destabilisieren und ihre sogenannte Revolution anzuzetteln.»

In den Massenmedien werde die Ansicht verbreitet, die Antifa verfüge über keine substanziellen organisatorischen Strukturen. Dies sei irreführend, sagt Andy Ngo im Interview mit der *Weltwoche*. Es handle sich nicht um einen losen Flickenteppich von Aktivisten. «Sie [die Antifa] ist dezentral aufgebaut; aber dezentral bedeutet nicht, dass sie nicht als Einheit funktionieren würde.» Antifa-Gruppen seien in urbanen Gebieten als «autonom geführte Zellen» mit paramilitärischen Strukturen organisiert. «Sie sind sich in ihrer Ideologie ebenso einig wie im Einsatz von Gewalt zur Erreichung ihrer politischen Ziele.»

Donald Trump kündigte letzte Woche auf Twitter an, dass «die Vereinigten Staaten von Amerika die Antifa als terroristische Organisa-



Das Ziel ist die Zerstörung des Staats: Nachtszenen in der Nähe des Weissen Hauses in Washington.

tion einzustufen werden». «Absolut zu Recht», findet Ngo, «weil sie in Einheiten operiert, die mittels politischer Gewaltakte Revolutionen anstreben», welche die Zerstörung der USA zum Ziel hätten.

Besonders «erschreckend» sei, wie effektiv die Antifa dies mit sehr, sehr wenig Geld tun könne. «Die Gelder stammen weitgehend aus Spenden von Sympathisanten und Genossen.»

## «Übt Dinge wie Augenausdrücken», sagt ein Instruktor der Antifa.

Die Finanzierungsmethodik gehe so weit, dass Spender direkt angeben könnten, welche Waffen mit ihren Geldern gekauft werden sollten.

«Die ideologischen Wurzeln der Antifa gehen auf die Antifaschistische Aktion der Weimarer Republik in den dreissiger Jahren zurück», sagt Ngo. Wichtiger für die Militanz und Ideologie seien indessen radikale, linksextreme Subkulturen, die sich ab den sechziger und siebziger Jahren in Westdeutschland und anderen Teilen Westeuropas zu terroristischen und kommunistischen Zellen entwickelten und sich in den achtziger Jahren über

Grossbritannien und schliesslich die Vereinigten Staaten ausbreiteten.

Die Antifa verfüge über umfangreiche ideologische Literatur, die insofern an jene der Muslimbruderschaft erinnere, als sie angehende Rekruten und Mitläufer indoktriniere und für ihre Ideen radikalisiere. Einiges sei sehr zugänglich und einfach verfasst, teils im Comic-Stil. Anderes gehe auf Philosophen der Frankfurter Schule, namentlich auf Herbert Marcuse, zurück. Marcuse sah die Gesellschaft als gespalten zwischen Unterdrückern und Unterdrückten. Er war der Meinung, dass die Unterdrückten keine andere Wahl hätten, als im Kampf gegen die Tyrannei des Regimes Gewalt anzuwenden.

«Marcuses Ideologie spiegelt sich in der Haltung der Antifa wider», so Ngo. «Wenn sie vorsätzliche, nicht provozierte Gewalttaten gegen den Staat oder die Strafverfolgungsbehörden begehen, rechtfertigen sie dies mit der Behauptung, sie würden aus Selbstverteidigung handeln.» Das besonders Gefährliche an dieser Ideologie sei, «dass sie keinen Mechanismus für irgendeine Art von Mässigung vorsehe. Man kann nie zu weit gehen.»

Das Ziel der Antifa-Ideologie sei ein anarchisch-kommunistisches Utopia. «Sie



glauben, dass sie lokale Kommunen schaffen können, in welchen es keine Regierung und keine Strafverfolgung gibt.» Bei allem Gerede von Egalität weise das Innenleben der Antifa Züge auf, die an diktatorische, «antifaschistische» Regimes wie die DDR erinnerten. Ihre Subkultur basiere auf Bespitzelung und Terrorisierung ihrer Mitglieder. «Das Misstrauen gegenüber Aussenstehenden und auch untereinander ist extrem ausgeprägt.»

Aspiranten durchlaufen einen Rekrutierungsprozess, bei dem «monatelang überprüft wird, ob man wirklich die erforderliche Gesinnung vertritt und ob man fähig und willens ist, die Gewalt auszuüben, für die man ausgebildet wird.» Ngo verweist auf eine Dokumentation, «Expose Antifa», die vor wenigen Tagen von der investigativen Enthüllungsgruppe «Project Veritas» veröffentlicht wurde.\* «Ihr ist etwas gelungen, wovon ich nicht dachte, dass jemand dazu in der Lage wäre, nämlich, die Antifa zu infiltrieren.»

### Hoher Preis

Das Video enthält heimlich aufgenommenes Filmmaterial von paramilitärischen Ausbildungen der Rose City Antifa in Portland, Oregon, der ältesten Antifa-Gruppe in den USA. Die Mitglieder sind, wie bei der Antifa allgemein üblich, nicht ethnisch divers, sondern vorherrschend männlich, jung und weiss. Sie werden in Kampftechnik ausgebildet und instruiert, wie Waffen versteckt werden können, um einer Strafverfolgung zu entgehen. «Übt Dinge wie Augenausdrücken. Man braucht sehr wenig Druck, um jemandem die Augen zu verletzen», sagt ein Instruktor, der als Nicholas Cifuni identifiziert wird und offiziell als Barkeeper in Portland arbeitet. «Es geht nicht um Boxen oder Kickboxen», sagt er über das Ziel der Antifa-Kampftaktik. «Betrachtet ihn [den Kampf] als Vernichtung des Feindes.»

Trotz gutdokumentierten Gewalttaten sei die Antifa von Linken und Massenmedien bislang gedeckt worden, indem diese ihren Einfluss oft marginalisierten, so Andy Ngo. Wer die Antifa kritisiert und ihre Taktiken demaskiert, wird selbst zur Zielscheibe. So warf das *Rolling Stone*-Magazin Ngo vor, er würde die «Medien manipulieren», um die Antifa zu verteufeln.

Die Verharmlosung der Antifa durch Würdenträger reiche von Politikern und Bürgermeistern in von Demokraten regierten Städ-

Wenn man eine politische Partei nicht besiegen kann, muss man ihr beitreten.



ten und Bundesstaaten bis ins Bildungssystem. Bisweilen seien die Grenzen zwischen Unis und der Antifa fließend. «Einer der militanten Ausbilder der Rose City Antifa ist ein Akademiker an der Portland State University.» Ngo verweist auf sein Buch «Unmasked. Inside Antifa's Radical Plan to Destroy Democracy», an dem er zurzeit schreibt und das im Februar 2021 auf den Markt kommen wird. Darin werde er das Netzwerk im Detail offenlegen.

Im Juni 2019 wurde Andy Ngo bei einer Kundgebung in Portland, Oregon, über die er als Journalist berichtete, von Antifa-Schlägern angegriffen und schwer verletzt. Der Fall fand landesweit Beachtung. Die Antifa hat private Informationen über Andy Ngo sowie dessen Adresse veröffentlicht. «Es ist schrecklich, in der ständigen Furcht zu leben, wieder überfal-

len zu werden», sagt er. Nachdem er Morddrohungen erhalten hatte, habe er Sicherheitsvorkehrungen für sich und seine Familie treffen müssen, finanziert aus eigener Tasche. Von den örtlichen Behörden habe er bislang keine Hilfe bekommen, auch sei sein Fall nicht aufgeklärt worden. Letzte Woche reichte Ngo schliesslich Strafklage gegen die Antifa in Portland und einzelne ihrer Mitglieder ein.

«Ich betrachte meine Arbeit als Dienst an der Öffentlichkeit», sagt Ngo auf die Frage, warum er trotz allen Widrigkeiten seine Enthüllungsarbeit fortsetze. «Dieses Land war so gut zu meiner Familie und gab uns eine

neue Heimat.» Ngos Eltern stammen aus Vietnam und erhielten in den 1970er Jahren politisches Asyl in den USA. «Dieses Land ermöglichte es mir und meiner Schwester, ebenso wie Millionen anderer Einwanderer oder Flüchtlinge, in Freiheit ein Leben aufzubauen.» Wenn seine Berichterstattung dazu beitrage, das Licht auf eine extremistische Organisation zu werfen, die daran arbeite, die Vereinigten Staaten zu untergraben und zu zerstören, sei dies den Preis wert, den er bezahle.

\* Ausschnitte von #ExposeAntifa auf [www.weltwoche.ch/Dokumente](http://www.weltwoche.ch/Dokumente). Das ausführliche Interview mit Andy Ngo über Taktik, Ideologie und Aufbau der Antifa auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International)



Journalist Ngo.

«Das Misstrauen auch untereinander ist extrem ausgeprägt.»

## Schweiz

# Saubannerzüge

## Ein Verbot der Antifa hat im Bundeshaus keine Chance.

Seit Jahren veranstaltet eine gewaltbereite Organisation mit dem harmlosen Namen Antifa (Antifaschistische Aktion) in einigen Städten wie Bern oder Zürich regelmässig sogenannte antifaschistische Abendspaziergänge. Diese meist unbewilligten Kundgebungen sind jedoch alles andere als harmlos und arten manchmal in Saubannerzüge aus.

Dem will SVP-Nationalrat Andreas Glarner den Riegel schieben. Die Gelegenheit ist gerade günstig. US-Präsident Donald Trump macht die Antifa-Bewegung für die gewalttätigen Auseinandersetzungen in den USA verantwortlich. Er hat über Twitter angekündigt, dass er die Bewegung zur Terrororganisation erklären will.

Nun fordert Glarner Gleiches für die Schweiz. Der Bundesrat solle ein Verbot der Gruppierung Antifa oder deren Klassifizierung als terroristische Organisation prüfen, schreibt der Aargauer Politiker in einem Vorstoss. «Die sich harmlos <Antifa> nennende Gruppierung ist seit Jahren an zahlreichen Überfällen auf die geltende Ordnung beteiligt», begründet Glarner. Wozu Anhänger und Mitglieder dieser terroristischen Gruppierung willens und fähig seien, könne man zurzeit in den USA beobachten: Plünderungen, Brandstiftungen, sogar Mord.

### «Angst und Schrecken»

Doch lässt sich die Situation in den USA auf die Schweiz übertragen? Glarner findet schon: «Auch in Bern und Zürich verbreiten Anhänger der Antifa durch Gewaltbereitschaft Angst und Schrecken, also Terror.» Aber die Mehrheit des Schweizer Parlamentes wird Glarner trotzdem nicht folgen und denkt wie FDP-Nationalrat Kurt Fluri. «Ich wüsste nicht, wieso die Antifa die innere Sicherheit gefährden würde», sagt der Solothurner.

Extreme Gruppierungen aller Art verbieten zu wollen, sei der falsche Weg, sie zu bekämpfen. «Unser Land hat bisher gute Erfahrungen gemacht mit der politischen und demokratischen Argumentation, so dass repressive Methoden unnötig sind. Unser auf Konsens und Ausgleich ausgerichtetes System kann extremistische Gruppen verdauen», so Fluri.

Hubert Mooser



*Für die Germanen entstanden Bäume aus den Haaren des Riesen Ymir.*

# Apotheken der Menschheit

Während des Shutdowns zog es viele Schweizer in den Wald. Was sie sahen, erschreckte sie: überall umgestürzte, verdorrte Bäume. Aber keine Angst, es droht kein Waldsterben. *Von Mischa Hauswirth*

Sommer 2019: Die Nachmittagssonne eines makellosen Augusttages glänzte über dem Wald. Ich war im elsässischen Sundgau unweit der Baselbieter Grenze unterwegs zu einem Baummonument, einer sehr alten Eiche, als ich erstarnte. Nach der Wegbiegung standen etwa zehn alte Weisstannen. Ihre Kronen hatten sich von Dunkelgrün in eine rostige Farbe gewandelt. Ein beklemmender Anblick. Tannen sterben innert kurzer Zeit ab, wenn sie zu wenig Wasser bekommen.

Verdorrt oder schütter aussehende Bäume sind zurzeit in so gut wie jedem Waldstück anzutreffen. Besonders auf Kreten, Böden mit wenig Erde oder an stark besonnten Hängen oder Waldrändern stehen verloren wirkende Gerippe zwischen ergrünten Bäumen. Wie die Tanne gelten Fichte und Buche als Verlierer der sich ausdehnenden Trockenperioden. Alle drei Baumarten mögen's feucht und haben nichts gegen einen ausgedehnten Regen, also genau das, was im Sommer zunehmend fehlt. Hinzu kommt, dass alle drei Arten die Hitze nicht gerade schätzen. Zuerst sterben Äste und

Kronenteile ab, dann der ganze Baum. Er verdurstet einfach.

Erinnerungen an das Waldsterben in den 1980er Jahren kommen auf, als es noch Grossdemonstrationen wegen toter Bäume gab. War es prophetisch, was damals jemand auf ein Plakat geschrieben hatte: «Heute Tannen, morgen wir»?

## Prägungen der Romantik

Wer über den Wald redet, spricht eigentlich über die Ansprüche des Menschen an den Wald. Den Wald, wie wir ihn kennen, schätzen, lieben und besuchen, gibt es noch nicht lange, und der Begriff «Urwald» ist stark geprägt von der Romantik mit ihrer Vorstellung, dass eine wilde, ungezähmte Natur die ideale Heimat für die menschliche Seele sei.

Vor 15 000 Jahren zogen sich die Gletscher der Eiszeit so weit zurück, dass in den Tundren, die sie zurückliessen, wieder Bäume wachsen konnten. Die Menschen, die sich in Fell einwickelten und in Zelten aus Mammothäuten oder in Höhlen lebten, dürften sich über

mehr Wärme und weniger Eis gefreut haben. Auch die Baumarten profitierten davon. Doch es schossen nicht gleich hölzerne Säulen in die Höhe.

Die ersten Bäume waren ein trostloses, niederes Gestrüpp aus Zwergbirken oder Polarweiden. Langsam kehrte das erfolgreichste Ökosystem der Pflanzenwelt zurück und dehnte sich aus. Schliesslich waren weite Teile Europas bedeckt mit Wald, einem Teppich aus Baumwipfeln, in den der Mensch allerdings immer grössere Löcher zu schneiden begann.

## Zum Glück wachsen Bäume nach

Wie man es auch dreht und wendet: Es gab in der jüngeren Zeit noch nie so wenig Wald und so viele Menschen wie heute. Die Löcher im Teppich werden immer grösser. Nachdem im Mittelalter nicht nur für Weidewirtschaft und Schiffsbau gefällt und gerodet wurde, sondern auch die Glasverhüttung und die Köhlerei gigantische Holz mengen verschlangen, brauchte es während der Industrialisierung noch mehr vom Bau- und Brennstoff Holz.

Zum Glück wachsen Bäume nach. Vor 150 Jahren wurden Wälder im Hinblick darauf aufgezogen, diesen Hunger nach Bau- und Energieholz zu stillen. Deshalb pflanzte man ausgedehnte Fichtenwälder. Heute ist zweifelhaft, ob die Fichte in Zukunft in den unteren Landesregionen eine dominierende Rolle übernehmen kann.

Trockenheit und Luftbelastung können die Wachstumsbedingungen so verändern, dass der natürliche oder gepflanzte Jungwuchs kaum mehr wächst. «Bäume, die heute kei-

## Bäume schützen die lebenswichtigen Organe des heutigen Lebens.

men, werden aufgrund des Klimawandels bereits im mittleren Alter in einem stark veränderten Klima leben. Das dürfte ihnen stark zusetzen und in den kommenden Jahrzehnten wichtige Waldleistungen gefährden», schreibt das Bundesamt für Umwelt.

Den Wald einfach sich selber zu überlassen, wie das immer wieder von einigen schwärmerisch gefordert wird, wäre möglich. Der Wald würde sich anpassen, über die Jahrhunderte, irgendwie. Doch wer das ernsthaft möchte, kann vor einer radikalen Lösung nicht zurückschrecken: entweder moderne Zivilisation oder ganze Wälder, die zusammenbrechen. Beides geht nicht zusammen, zumindest nicht grossflächig.

Die Schweiz ist ein Schutzwald-Land. In den Voralpen und Alpen sorgen rund 40 Prozent der Wälder mit ihrem Wurzelheer dafür, dass Schnee und Steine nicht ins Tal donnern. Zudem agieren die Bäume als gigantischer Wasser- und Luftfilter. Wichtige Mineralwasserquellen im Land gäbe es ohne dauerhaften Wald in der Nähe nicht. Bäume schützen die lebenswichtigen Organe des heutigen Lebens: Siedlungen, Strassen, Bahnlinien, Landwirtschaftsflächen.

### Verschiebung der Vegetationszonen

Der Wald wandelt sich gerade auffällig. Mit dem sich verändernden Klima schiebt sich etwa die Baumgrenze in die Höhe. Fotos, geschossen vor hundert Jahren und verglichen mit Aufnahmen von heute, belegen diese Ausdehnung der Waldgrenze imposant. Das Bundesamt für Umwelt geht davon aus, dass es, bedingt durch die Erwärmung, zu einer Verschiebung der Vegetationszonen um 500 bis 700 Höhenmeter nach oben kommt.

Wenn unsicher ist, was in fünfzig Jahren noch wächst, welche Baumarten sollen dann in den Wäldern gefördert werden? Im Pilatusgebiet beispielsweise steigt die Buche immer höher, ist zunehmend auf traditionellen Tannenstandorten dominant vertreten. Weiter unten, im Mittelland, bekundet die Buche Mühe und gilt als Verliererin der wärmeren Epoche. In

den Voralpen auf die Buche zu setzen, könnte sich also als falsch herausstellen, wenn Wärme und Trockenheit weiter zunehmen.

Die fast fieberhafte Suche der Forstverantwortlichen nach dem richtigen Baumartmix ist im Grund ein Eingeständnis: Wir können die Natur nicht einfach machen lassen, ohne dass ganze Regionen kollabieren und für den Menschen unbewohnbar werden. Heute wird auf trockenheitstolerante Baumarten wie etwa die Traubeneiche oder die Edelkastanie gesetzt. Ob diese Wette aufgeht, weiss niemand.

Und dann wären noch die Schwierigkeiten mit den eingeschleppten Krankheiten, Tieren und Pflanzen, sogenannten Neophyten. Das von einem Pilz aus Ostasien verursachte Eschensterben ist eine direkte Folge einer solchen Verschleppung. Das Ökosystem Wald muss dafür zuerst eine Antwort finden.

### Freizeitkulisse

Als wären eingeschleppte Arten und Trockenheit nicht Stress genug, muss der Wald zahlreichen anderen Ansprüchen gerecht werden: Egal, ob für das Joggen, Wandern, Biken, Nordic Walking, Bräteln, Pilzesuchen, Vögelbeobachten oder Jagen – der Wald ist längst ein Erlebnis- und Erholungspark. Das stört die Tiere und bringt Unruhe in die Lebensgemeinschaft.

Während des Corona-Shutdowns hat diese zivilisatorische Sehnsucht nach der Natur einen neuen Höhepunkt erreicht. Die Waldwege und -pfade waren so voll, da hätte selbst der Dichter Joseph von Eichendorff entnervt aufgegeben, seine «Waldesruh» zu suchen.

Waldschutz nur übers Klima zu diskutieren, greift zu kurz. Es geht um etwas Grösseres, etwas Grundsätzlicheres: darum, was der Mensch vom Wald will, wie er ihn sieht. Die frühen Germanen glaubten, dass die Bäume aus dem Haar des Ur-Riesen Ymir entstanden sind. Sie verehrten Bäume in Hainen und betrachteten sie wie wir heute Kirchen oder Apotheken.

In der gegenwärtigen Hochsicherheitsmentalität dreht sich hingegen alles nur noch um die Sorge, ob Bäume umfallen oder Äste herabstürzen können. Deshalb schliessen Besitzer auch gleich einmal einen ganzen Wald für die Öffentlichkeit, wie unlängst in Birsfelden. Die Freizeitkulisse hat zu funktionieren, so die oberste Prämisse.

Stimmt es also: «Heute Tannen, morgen wir»? Vor dreihundert Millionen Jahren entstanden die ersten Wälder. Seither haben sie sich verändert, gewandelt, angepasst, zurückgezogen und ausgedehnt. Das zeugt von einer enormen Anpassungskraft. Dass der Wald von der Erde verschwindet, halte ich für unwahrscheinlich. Für die Evolution ist klar, wer von wem abhängig ist.

Mischa Hauswirth ist Redaktor der *Basler Zeitung* und eidg. diplomierter Förster HF.

## Weltwunder

# Naturjuwel

### Der Bettlachstock könnte Weltnaturerbe werden. Von Kurt Fluri



Staunen über die Schönheit: Bettlachstock.

Der Bettlachstock in der Nähe von Solothurn bietet eine einmalige Szenerie. Vor allem der alte Buchenwald ist ein Juwel. Seine ältesten Bäume sind über 200 Jahre alt. Seit Jahrzehnten wird der Wald sich selber überlassen. Nun soll er Weltnaturerbe werden, was mich als Vorstandsmitglied von Pro Natura Solothurn sehr freut. Der Wald hat eine hohe ökologische Bedeutung für die Region.

Früher bin ich praktisch jedes Wochenende im Jura gewandert und häufig auch auf den Bettlachstock. Lange hatte es dort eine Beiz. Vor kurzem wurde sie abgerissen, aber das ist keine Tragödie. Eine Beiz braucht Zufahrten, die unterhalten werden müssen. An einem schönen Sonntag wird wild parkiert. Jetzt hat die Natur die Ruhe, die sie braucht.

Wer in der Umgebung von Solothurn beim Wandern einkehren möchte, hat im Jura genügend Möglichkeiten. Kürzlich lief ich zum Brüggli, da hat es mehrere Beizen. Auf dem Weg dorthin kam ich über den Bettlachstock. Auch nach Jahrzehnten staune ich jedes Mal über die Schönheit der Gegend.

Sollte die Unesco den Bettlachstock tatsächlich zum Weltnaturerbe erklären, wäre das eine Anerkennung für all den naturschützerischen Einsatz, den viele Menschen dieser Region seit langem leisten. Dass eine solche Auszeichnung auch touristisch interessant wäre, kann ich als Stadtpräsident von Solothurn nicht leugnen.

Allerdings müsste die Politik sicherstellen, dass die Infrastruktur nicht zu Lasten der Natur ausgedehnt würde. Die Besucher unserer Gegend können schon heute mit der neuen Seilbahn nach Weissenstein fahren und von dort aus zum Buchenwald wandern. Ein Bettlachstock, der von Menschen überrannt würde, verlöre schnell seinen Reiz. Das kann niemand wollen.

Kurt Fluri ist FDP-Nationalrat und Stadtpräsident von Solothurn.

# Italiens stille Prinzessin

Märchenhafter Reichtum, Eskapaden, Glamour und Tragödien. Ginevra Elkann stammt aus einem der schillerndsten Familienclans Italiens und ist doch anders als die anderen Agnellis. *Von Peter Keller*

Manche Familiengeschichten sind verzaubert wie verzierte Vasen, die in alten Häusern stehen. In diesen Geschichten gibt es schöne Dinge und viel Traurigkeit. Es gibt Könige wie Gianni Agnelli, Industrieller, einst Direktor von Fiat und in Italien «il Re» genannt. Die Agnellis gelten als italienische Kennedys. Nur wenige Familien durchlebten so viele Skandale, Höhen und Tiefen – dabei aber immer schillernd. Und es gibt Ginevra Elkann, Gianni Agnellis älteste Enkelin und Miterbin eines der grössten Vermögen Italiens.

Ginevra Elkann, 1979 in London geboren, ist anders als die anderen Agnellis. Sie ist ruhig. Sie hat ihr Leben im Griff. Sie ist glücklich mit einem ehemaligen Rennfahrer mit dem Namen Giovanni Gaetani dell'Aquila d'Aragona verheiratet, hat zwei Söhne und eine Tochter. Sie dreht Filme und leitet das Museum der Grosseltern, die Pinacoteca in Turin, ein von Renzo Piano auf dem Dach des ehemaligen Fiat-Hauptquartiers errichteter Bau mit Werken von Matisse, Picasso, Severini und Balla.

Elkanns Haarpracht ist gross und wichtig, um nicht zu sagen: theatralisch. Ginevra steht für Neues, für Altes, vergangene Dynastien und neue Lebensformen. Sie wuchs nicht in Italien auf, sondern zog nach der Scheidung ihrer Eltern mit der Mutter Margherita und den Brüdern Lapo und John nach Rio, dann nach Paris. Sie verpasste Italiens Kinderlieder und Fernsehserien, die Schule, wuchs nicht mit Pasta, Ausflügen in die Toskana oder nach Amalfi auf und ist dennoch Italien. Sie fährt kein Auto. Das sei ihre Form der Rebellion gegen die Autodynamie, sagt sie wiederkehrend und lächelnd. Mit Fiat wollte sie auch nichts zu tun haben, den Konzern übernahm ab 2003 und nach dem Tode Gianni Agnellis ihr älterer Bruder John.

## Die Familie war mürbe geworden

Gianni Agnelli hatte Fiat zum wichtigsten Unternehmen Italiens, zum Weltkonzern aufgebaut. Er und seine Frau Marella, die er gerne und häufig mit Stars, Sternchen und adligen Damen betrog, waren Teil des Jetsets ihrer Zeit – es waren die sechziger und siebziger Jahre. Marella gehörte zum Klub der «Schwäne» um den Skandalautor Truman Capote, der von

ihr sagte, stellte man sie in einem Schaufenster von Tiffany's aus, sie wäre das Kostbarste darin. Die grössten Fotografen ihrer Zeit fotografierten Marella in wertvollen Kleidern, drapiert auf Chaiselongues und mit Lilien in der Hand.

Als Gianni Agnelli 2003 starb, war die Familie mürbe geworden, viel Glanz war vergan-



Enkelin eines Idols: Agnelli-Erbin Elkann.

gen. Fiat war am Ende, der Aktienkurs im Keller, die Automodelle waren fad und unbeliebt. Margherita, die 2 Milliarden Euro als einziges überlebendes Kind des Ehepaars Agnelli erbte, dazu noch Kunst und Häuser, zog vor Gericht. Sie vermutete, Gianni Agnellis Rechtsberater hätten den Grossteil des väterlichen Vermögens unterschlagen.

Ihre Kinder wendeten sich von ihr ab, auch Ginevras Bruder Lapo, der einmal als persönlicher Assistent für Henry Kissinger gearbeitet, zeitweise das Marketing für Fiat und Ferrari übernommen und auf der *Forbes*-Liste der bestgekleideten Männer der Welt gestanden hatte – bis die Heroinsucht kam, der Ab-

sturz und Sexskandale mit transsexuellen Männern. Lapo ging nach Arizona in eine Entzugsklinik; in Italien plant Ginevra die Eröffnung einer ähnlichen Einrichtung für Drogenkranke.

Ihr gemeinsamer Vater ist Alain aus der jüdisch-französischen Bankerfamilie Elkann, selber italienischer Kulturdezernent, Autor, intellektuelle Celebrity in Frankreich.

## Umgeben von Bäumen und Blumen

In Giuseppe Tomasi di Lampedusas Roman «Der Leopard» geht die Welt alten Adels, seiner Rituale und Machtverhältnisse, zu Ende, die Wandteppiche riechen muffig, Spiegel sind angelauten. Die Nachfahren des Prinzen geschlechts werden anders leben, flexibler, entrückter von allem. Wie Elkann, die in Rom am Rande der Villa Borghese wohnt, im 5. Stock eines zitronengelben Palazzos, umgeben von Bäumen, Himmel, Blumen.

An dem Schicksal ihrer Familie nimmt sie diskret und immer etwas entfernt teil, als schöbe sie sachte einen Vorhang zur Seite: den Fast-Bankrott Fiats, die Eskapaden von Lapo, die zahlreichen Geliebten ihres verstorbenen Grossvaters, den Selbstmord von Onkel Edoardo, einziges Geschwister ihrer Mutter, der, nachdem er zum Islam konvertiert war und darüber nahezu komplett enterbt worden war, sich von einer Brücke stürzte.

Ginevra würde sich wohl am ehesten als Filmemacherin bezeichnen. 1998 war sie Regieassistentin von Bernardo Bertolucci und 1999 Videoassistentin auf dem Set von «The Talented Mr.

Ripley» mit Matt Damon in der Hauptrolle. In London hatte Elkann Theaterwissenschaften studiert, anschliessend verschiedene Kurzfilme gedreht. Nach der Premiere auf den Filmfestspielen in Locarno 2019 erschien im Mai diesen Jahres Elkanns erster Film, «Magari» – es geht um in Scheidung verlorene Kinder. Natürlich sei der Film autobiografisch, gab sie der Presse zu verstehen.

Es sei leichter, die Enkelin eines Idols zu sein als die Tochter, sagt Ginevra. Grossmutter Marella, die altem neapolitanischem Adel entstammte und Mode-Ikone, Model und High Society war, starb 2019. Ihre Gesichtszüge leben in Ginevra weiter. ○

# Kikos langer Weg in die Freiheit

Seine Flucht mit der Gefängnisaufseherin Angela Magdici sorgte 2016 weltweit für Schlagzeilen. In diesen Tagen hätte Hassan Kiko freikommen können. Doch die Vollzugsbehörden zögern.

Von Alex Baur

Als Hassan Kiko in der Nacht auf den 8. Februar 2016 zusammen mit der Aufseherin Angela Magdici aus dem Bezirksgefängnis in Dietikon ZH türmte, hatte er bereits ein Jahr Untersuchungshaft hinter sich. Wegen dreier Sexualdelikte war er zu insgesamt siebeneinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden. Wenn ihm bei guter Führung ein Drittel der Strafe erlassen würde, standen dem damals 31-jährigen Syrer noch mindestens vier Jahre hinter Gittern bevor. Doch so lange wollte das verliebte Paar nicht warten. Valentinstag feierten die beiden in der Freiheit. Der flüchtige Traum ging fünf Wochen später im italienischen Bergamo zu Ende. Seither sitzt Kiko wieder hinter Gittern.

In diesen Tagen – am 19. Juni 2020 – wird Kiko die zwei Drittel seiner Strafe hinter sich haben. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* sind seine Führungsberichte gut. Der Häftling hat sich, sieht man von seiner fünfwöchigen Flucht ab, in der Justizvollzugsanstalt Lenzburg an die Regeln gehalten. Seit drei Jahren besucht er freiwillig wöchentlich eine Therapie, um seinen Sexualtrieb in den Griff zu kriegen. Im Gefängnis hat er seine ehemalige Betreuerin geheiratet, die nun seinen Namen trägt.

## Dürftige Beweislage

Einer vorzeitigen Entlassung stünde damit technisch nichts mehr im Weg. Doch die Zürcher Vollzugsbehörden zögern. Gewalt- und Sexualstraftäter können heute auch bei guter Führung nicht mehr ohne weiteres mit einer Entlassung auf Bewährung rechnen. Sie müssen glaubhaft machen, dass keine Rückfallgefahr besteht. Ohne schrittweise Vollzugslockerungen, die einen Straftäter auf die Freiheit vorbereiten sollen, wird aus dieser Gruppe von Tätern ohnehin keiner mehr entlassen. Solche sind nach einem Drittel der Strafe möglich.

Im Oktober 2018 wies die dafür zuständige Kommission eine Vollzugslockerung ab. Kiko wurde seine Therapiewilligkeit zwar zugutegehalten, zugleich wurde aber Misstrauen laut, ob er es wirklich ernst meinte. Die Fachkommission ging zudem von einer erhöhten Fluchtgefahr aus. Zwar pflegte der Syrer eine intensive Beziehung zu seiner Ehefrau, soweit das Haftregime dies zuliess. Doch sie war just die Frau, die ihm schon einmal zur Flucht verholfen hatte. Erfolglos hatte die Anwältin des Straftäters eingewandt, dass das Paar nicht so dumm wäre, sich mit einer erneuten Flucht Kikos vorzeitige Entlassung aus dem Vollzug zu

verbauen. Wo sollten die beiden auch hingehen? Seine Heimat ist keine verlockende Option, jedes andere Land würde ihn an die Schweiz ausliefern.

Nicht minder verzwickelt ist die Frage der Therapie. Bezüglich der ersten zwei Delikte ist Hassan Kiko geständig. In beiden Fällen wurde er wegen sexueller Nötigung verurteilt. Der Syrer war den jungen Frauen, die ihn als Coiffeur aufgesucht hatten, unvermittelt und massiv an die Wäsche gegangen. Während er im ersten Fall recht brutal vorging, liess er im zweiten Fall schnell vom Opfer ab, als sich dieses resolut zur Wehr setzte. Im dritten Fall, bei dem er wegen Vergewaltigung verurteilt wurde, hatte er jedoch stets jede Schuld bestritten.

Tatsächlich war die Beweislage im dritten Fall («So ein wenig weggeschubst», *Weltwoche* Nr. 32/16) mehr als dürftig. Es ging um sexuelle Handlungen mit einer sehr jungen Brasilianerin, die einvernehmlich begonnen hatten, die ihr aber plötzlich zu weit gegangen sein sollen. Die Strafanzeige hatte ihr Stiefvater erstattet, notabene gegen ihren expliziten Willen. Da Kiko bestritt, die Frau je getroffen zu haben, bis er dank einer DNA-Spur überführt wurde, glaubte keiner seinen Unschuldsbeteuerungen.

Die Untersuchung war lausig, mögliche Zeugen wurden nie befragt, die Bilder der Sicherheitskameras nicht ausgewertet. Doch die beste Zeugin der Verteidigung war in jenem Fall das Opfer selbst. Die Brasilianerin erklär-

te, sie habe den Sex zwar nicht gewollt, dies dem Mann aber auch nicht explizit mitgeteilt. Im Zweifel entschieden die Gerichte gegen den einschlägig vorbestraften Angeklagten.

## Ausgeprägte Manipulationsfähigkeit

Niemand kann in unserem Rechtssystem zu einem Geständnis gezwungen werden. Bei der Entlassung eines Sexualstraftäters auf Bewährung sind Einsicht und Reue aber Voraussetzung. Ein Fehlurteil ist in diesem System nicht vorgesehen. Wie aus einem Urteil des Verwaltungsgerichts vom Juni 2019, das der *Weltwoche* vorliegt, hervorgeht, stand die «mangelnde Einsicht» bezüglich der zweiten Straftat einer Vollzugslockerung im Weg. Die Flucht mit der Aufseherin weise zudem darauf hin, dass Kiko über eine ausgeprägte Manipulationsfähigkeit verfüge.

Nur zwei Monate nachdem das Verwaltungsgericht sein Gesuch abgeschmettert hatte, gewährt die Zürcher Strafvollzugsbehörde Hassan Kiko im August 2019 vier Hafturlaube bis Ende Jahr. Weil er nach jedem Ausgang wieder pünktlich ins Gefängnis zurückgekehrt war, wurde er im letzten Dezember in die halboffene Anstalt Wauwilermoos versetzt. Läuft alles nach Plan, wäre Kiko spätestens im nächsten Februar ein freier Mann. Theoretisch müsste er dann nach Syrien ausgeschafft werden, was aber auf absehbare Zeit kaum möglich sein wird. ○



Die beste Zeugin war das Opfer: Sexualstraftäter Kiko, Aufseherin Magdici.

# Irrweg in die Menschenzucht

Die Politik ist sich uneins, ob die «Ehe für alle» weiblichen Ehepaaren den Zugang zur Samenspende öffnen soll. Soll man den Frauen verwehren, was sie sich ohnehin beschaffen können?

Von Katharina Fontana

Geht es um den Kauf von männlichem Samen, ist Dänemark das Eldorado Europas. Mehrere Samenbanken offerieren interessierten Frauen unkompliziert ihre Dienste, darunter Cryos, der als der weltweit grösste Anbieter von Samen gilt. Bei Cryos kann die Kundin online aus einem breiten Spermienangebot auswählen und sich das gefrorene Produkt samt Inseminations-Kit nach Hause schicken lassen. Sie kann ihren Spender nach Ethnie, Augenfarbe, Haarfarbe, Grösse, Bildung, Beruf, emotionaler Intelligenz und vielem mehr aussuchen. Will sie den Samen des Mannes für sich allein, kann sie sich das Exklusivrecht sichern, was nicht ganz billig ist. Es gibt Sperma von anonymen oder von nichtanonymen Männern – ersteres ist günstiger, hat aber zur Folge, dass das Wunschkind nie erfahren wird, wer sein biologischer Vater ist.

Auch bei Schweizerinnen, so ist zu hören, ist die Cryos-Samenbank beliebt. So manches Baby in der Schweiz, das durch Samenspende entstanden ist, dürfte von einem dänischen Erzeuger abstammen. Der Grund liegt darin, dass die Dänen um einiges lockerer sind als die Schweizer, wenn es um die Frage geht, wer Zugang zu Spendersamen erhalten soll. Ob eine Frau traditionell verheiratet ist, ob sie mit einer anderen Frau zusammenlebt oder als Single durchs Leben geht, spielt für die Dänen keine Rolle: Wer gefrorenes Sperma will, kann es dort kaufen.

## Zwei Klassen von Ehefrauen

Ist das auch ein Modell für die Schweiz? Sollen wir es ähnlich machen wie die Dänen? Über diese Frage wird derzeit im Parlament rege debattiert. Anlass ist die Vorlage «Ehe für alle», die das Traditionsinstitut der Ehe homosexuellen Paaren öffnen will. Das Thema kommt einem fast etwas aus der Zeit gefallen vor. In Westeuropa ist die Homo-Ehe heute bereits der Standard, und glaubt man den Umfragen, wird sie auch von der grossen Mehrheit der Schweizer Bevölkerung unterstützt. Für Diskussionen sorgt denn auch weniger das Ja-Wort an sich, sondern die Folgen, die daran geknüpft sind, genauer: die Kinderfrage. Denn mit der Homo-Ehe soll letztlich die «Elternschaft für alle» durchgesetzt werden. Lesben und Schwule sollen Zugang zur Reproduktionstechnik erhalten und leibliche Kinder haben können. Das ist das Fernziel, das von den befürwortenden Politikern etwas verschämt, von den Homosexuellenorganisationen ganz



offen anvisiert wird. Da das Kinderthema brisant ist, gehen die «Ehe für alle»-Promotoren nicht gerade aufs Ganze, sondern nähern sich in Etappen. Der erste Schritt, um den aktuell gerungen wird, ist der Zugang zur Samenspende für lesbische Paare.

Die Schweiz gibt sich bei der Fortpflanzungsmedizin auf der einen Seite offen, auf der anderen zugeknöpft. Erlaubt ist relativ viel, die fortpflanzungsmedizinischen Verfahren gehen weit, rund 2000 Babys kommen jährlich auf diese Weise zur Welt. Der Kreis der Personen, die Zugang haben, ist dagegen eng. Richtschnur ist noch immer das Bild der natürlichen Familie: Vater, Mutter und Kind. Ohne Trauschein gibt es heute keinen Spendersamen. Lesbische Partnerinnen können in der Schweiz also keinen Samen bestellen – noch nicht.

Ob sich dies bald ändern wird, wird sich zeigen. Die CVP will von der Samenspende bisher nichts wissen, die SVP findet die «Ehe für alle» an sich ein Unding, und die EDU steht bereits in den Startlöchern für das Referendum. Die Kantone sind mehrheitlich skeptisch und wollen das Abstammungsrecht integral prüfen, während der Bundesrat die Vorlage nicht mit der Kinderfrage überladen will.

Ob es die Samenspende für Lesben braucht, darüber kann man in guten Treuen unterschiedlicher Meinung sein. Soll man ein Familienmodell fördern, das von der Natur her nicht vorgesehen ist? Liegt es im Interesse des Kindes, zwei Mütter zu haben? Und falls das Kind nicht von einem Samenspender stammt: Wo bleiben die Rechte des biologischen Vaters?

Ist es richtig, dass die Ehefrau der Kindesmutter von Gesetzes wegen als zweiter Elternteil gelten soll, ungeachtet der tatsächlichen biologischen Verhältnisse?

Handkehrum kann man einwenden, dass man Lesben nicht einerseits die Ehe anbieten und sie andererseits von der Samenspende, die unfruchtbaren Ehepaaren offensteht, ausschliessen kann. Auch das Argument mit dem Kindeswohl ist nicht wirklich überzeugend. Denn ein Kind, das in einem liebevollen Matriarchat aufwächst, kann es durchaus gut haben – bestimmt besser als in einem verkrachten Hetero-Haushalt. Das sagen nicht nur zahlreiche Studien, sondern das sagt auch das eigene Gefühl. Kommt hinzu, dass in der Schweiz – anders als in Dänemark – anonyme Samenspenden nicht möglich sind und das Kind dereinst erfahren kann, von wem es abstammt.

Schliesslich sollte man auch realistisch sein. Eine Frau mit drängendem Kinderwunsch wird fast immer einen Weg finden, sich Sperma zu beschaffen, Samenbank hin oder her. Es muss nicht so drastisch vor sich gehen wie bei Boris Becker, der in einer Wäschekammer eines Hotels von einer Russin seines Samens beraubt worden sein soll. Abgesehen von Samenbestellungen per Internet können Lesben einen Bekannten um Sperma bitten; man nennt das «Bechermethode». Oder sie sehen sich an ihren fruchtbaren Tagen, wenn es denn sein muss, ganz gezielt nach einem geeigneten Sexpartner um. Warum ihnen also den Zugang zu etwas verwehren, das sie sich ohnehin beschaffen können?

Ist es ethisch gesehen besser, wenn eine Frau bei einem One-Night-Stand schwanger wird als bei einer Insemination zu Hause? Die Debatte über den Zugang zur Samenspende hat insofern etwas Unehrlisches an sich. Sie blendet aus, dass der Entscheid über Empfängnis und Geburt nun einmal bei den Frauen liegt und dass sie es schon heute in der Hand haben, ob sie dem Erzeuger eine Rolle in ihrem Leben geben wollen oder nicht.

### Drohender Dambruch

Das schlagkräftigste Argument, das gegen die Samenspende für Lesben spricht, ist jenes des Dambruchs. Öffnet man den weiblichen Ehepaaren den Zugang zu den Samenbanken, stellt sich unverzüglich die Frage, wie man es mit den männlichen Ehepaaren hält. Wenn man die künstliche Fortpflanzung nicht mehr auf die Mann-Frau-Verbindung beschränke, müsse sie allen verheirateten Gleichgeschlechtlichen offenstehen, also auch Schwulen – alles andere sei diskriminierend, heisst es von Homosexuellenorganisationen.

So zu argumentieren, ist wenig überzeugend. Die Gleichberechtigung verlangt, Gleiches gleich und Ungleiches ungleich zu behandeln. Ein Männerpaar ist punkto Reproduktion nun einmal nicht das Gleiche wie ein Frauenpaar. Männer können bekanntlich keine Kinder empfangen und austragen. Wollen sie ein leibliches Kind haben, brauchen sie eine Eizellenspenderin und eine Leihmutter. Doch Eizellenspende und Leihmutterchaft sind in der Schweiz verboten – auch für unfruchtbare heterosexuelle Paare –, und das aus gutem Grund. Solche Verfahren sprengen den natürlichen Rahmen der menschlichen Fortpflanzung komplett, sie führen zu neuen Familienverhältnissen, an denen mehrere Mütter und mehrere Väter beteiligt sind: Eizellenspenderin, Leihmutter, Samenspender, angeheirateter Mann, vielleicht auch noch eine soziale Mutter oder ein sozialer Vater. Mit den tradierten Eltern-Kind-Vorstellungen hat das nichts mehr gemein. Kommt hinzu, dass diese Methoden die Kommerzialisierung der menschlichen Fortpflanzung weiter vorantreiben. Soll man Babys wirklich vertraglich bestellen können?

Es ist deshalb eine knifflige Frage, ob man weiblichen Ehepaaren den Zugang zur Samenspende ermöglichen soll. Denn dadurch wird das geltende Verbot von Eizellenspende und Leihmutterchaft massiv unter Druck geraten, und es ist absehbar, dass unsere auf Diskriminierungen fixierte Gesellschaft, in der bald jede unterschiedliche Behandlung als unhaltbare Benachteiligung gilt, früher oder später nachgeben wird. Am Schluss, so ist zu befürchten, wird jeder das Gefühl haben, er besitze einen individuellen Anspruch auf ein eigenes Kind – selbst gegen alle biologischen Gesetze. ○

## Mode

# Schnellstverkäufer

Das italienische Label Bottega Veneta ist in kürzester Zeit zu einer der begehrtesten Luxusmarken weltweit geworden. Derzeit reissen sich alle um seine «BV Curve»-Stiletto.

Alle tragen jetzt Bottega Veneta», heisst es beim Luxus-Onlinehändler Net-à-porter. «Unbedingt in Bottega Veneta investieren», sind sich Moderedaktoren, Stars (Rihanna, Rosie Huntington-Whiteley, Sofia Vergara), Branchen-Insider und Fussballerfrauen seit Monaten einig wie nie, und manch einer fragt bereits: Wird Bottega das neue Gucci?

Daniel Lee, so heisst der Wunderknabe, «fashion's new boy wonder» (*Harper's Bazaar*), der die Herzen sowie die Kreditkarten von Kritikern und Konsumenten im Sturm erobert hat und es gerade wie kein anderer versteht, die unterschiedlichsten Geschmäcker auf einen Nenner zu bringen. «Daniel Lees neue Bottega Veneta einen Erfolg zu nennen, wäre eine Untertreibung», heisst es bei Harrods, denn nicht nur da stürzen sich die Kunden geradezu auf die italienische Luxusmarke – selbst bei Preisen wie im Kleinwagensegment: Der Mantel «aus weichem Lammleder» aus der neuen Pre-Fall-2020-Kollektion zu 12 230 Franken? Tja, zu schade, auch beim deutschen Luxus-Onlinehändler Mytheresa sind schon fast alle Grössen weg!

### Daniel who?

Kaum jemand kannte den Briten, als Bottega Veneta, die wie Gucci zu François-Henri Pinaults Luxuskonglomerat Kering gehört, Daniel Lee am 15. Juni 2018 zum Nachfolger des Deutschen Tomas Maier, der siebzehn Jahre als Kreativdirektor fungiert hatte, ernannte. Lee hatte sich zuvor sechs Jahre als rechte Hand von Phoebe Philo bei Céline bis zum Ready-to-wear-Design-Direktor hochgearbeitet. Moment, Phoebe Philo? Bei der «alten Céline», die noch immer unter dem Hashtag #oldceline betrauert wird?

Ein kluger Schachzug, denn als Phoebe Philo 2017 als Kreativdirektorin beim französischen Luxuslabel Céline zurücktrat, ging ein Aufschrei durch die Modewelt. Die Kultdesignerin hatte minimalistische und zeitlose Ästhetik geboten und auf Zurückhaltung statt Logomanie gesetzt – kurz: Bei Philo gab's Mode für erwachsene Frauen mit Persönlichkeit. Ihr Nachfolger Hedi Slimane, der Céline bekanntlich den Accent aigu und Philos eingeschworener Fan-Gemeinde – «Philophiles» genannt – die Lust am Kaufen nahm, liess



Fantastische Zukunft: «BV Curve»-Sandalen.

dürstende Konsumentinnen mit hoher Kaufkraft zurück, und so verbreitete sich die Kunde von Lees Céline-Vergangenheit so rasend schnell wie die Frage, die mehr Wunsch war: Ist die neue Bottega Veneta die alte Céline?

Besser noch: Daniel Lees Debut, Bottega Venetas Pre-Fall-Kollektion 2019, katapultierte den 1966 gegründeten Lederspezialisten aus Venetien über Nacht aus dem Dornröschenschlaf. Mit «The Pouch», einem «weichen, sinnlichen, sehr fotogenen Lederbeutel», den Lee aus dem Archiv gehoben und überarbeitet hatte, lieferte er gleich zum Einstand einen Accessoire-Bestseller, der zum schnellstverkauften Produkt in der Geschichte des Hauses wurde. «Ich war eher



Das neue Gucci? Kultdesigner Lee.

schockiert», so der 36-Jährige, «denn die Umgebung war spontan.»

Seither geht, was Lee anfasst, weg wie frisch geschnittenes Brot: Schuhe, Taschen, Ready-to-wear, es ist die Mischung aus zeitlosem Chic und italienischer Lässigkeit, die immer neue Begehrlichkeiten weckt. Aktuelles Must-have: die «BV Curve»-Stiletto-Sandalen mit Bottegas berühmtem Intrecciato-Flechtmuster, das Lee «aufgeblasen» hat, womit er dem Klassiker des Hauses zu noch grösserem Wiedererkennungswert verhilft. Da braucht niemand Logos – ganz im Sinne des berühmten Markenleitspruchs des Traditionshauses: «When your own initials are enough».

«Jetzt ist alles sehr klassisch», so Lee, «die Vergangenheit hat etwas Beruhigendes, weil gerade niemand weiss, was die Zukunft bringt.» Fest steht: Bei Bottega Veneta schaut sie momentan fantastisch aus.

Dominique Feusi

# Der rasende Fotograf

Der Fotoreporter und Polizistenschreck Klaus Rózsa war ein Kopf der Opernhaus-Krawalle. Im persönlichen Umgang kann man sich kaum einen toleranteren Menschen vorstellen. Wie geht das zusammen? *Von Alex Baur*

Jeder, der in den achtziger Jahren mit Strassenkrawallen in Zürich zu tun hatte, kannte sein Gesicht. Vor allem jeder Polizist. Denn Klaus Rózsa galt als einer der (wenn nicht *der*) Rädelführer. Zugleich war er der Pressefotograf, der die spektakulärsten Demo-Bilder knipste. Wo es krachte, war Rózsa meist ganz nahe dran. Seine Balanceakte zwischen Megafon und Fotoapparat waren atemberaubend.

Es war eine unmögliche Doppelrolle. Auf den meisten Redaktionen wurden Rózsa-Bilder, welche die Polizisten stets als gewalttätige Monster zeigten, nach Möglichkeit gemieden. Er schaffte es trotzdem immer wieder in die Blätter, weil er einfach die spektakulärsten Szenen brachte. Mehrmals wurden prügelnde Polizisten wegen ihm verurteilt. Bei der Polizei war Rózsa entsprechend verhasst. Doch sämtliche Versuche, ihm etwas Strafbares anzuhängen, scheiterten. Mit der Frustration stieg die Wut. Der Fotograf musste sich stets in Acht nehmen, er war ein begehrtes Prügelziel.

Als Reporter der NZZ verfolgte ich damals regelmäßig Demonstrationen. Im persönlichen Umgang war Klaus Rózsa der toleranteste Mensch, den man sich vorstellen konnte. Doch sobald eine Polizeiuniform auftauchte, mutierte er zum wutschnaubenden Agitator. Es war, als kippte in seinem Hirn ein Schalter. In diesem Zustand war er unansprechbar. Schlagstöcke, Tränengas und Gummigeschosse wirkten auf ihn wie Doping.

## Keine Berührungsängste

Ich war 25 Jahre jung, in der journalistischen Ausbildung, als ich Klaus Rózsa 1986 kennen lernte. Ich suchte ein Praktikum. Ohne lange zu fragen, nahm er mich mit ins linksalternative Radio *LoRa*, wo er eine Nachrichtensendung leitete. Als Verfechter von Atomstrom und Israel-Fan, der jede Form von politischer Gewalt und insbesondere die Guerillas in Lateinamerika verabscheute, kam ich mir beim Sender etwa so vor wie ein schwuler Rabbi, der sich in eine salafistische Moschee verirrt hat. Schnell wäre ich rausgeflogen, wenn sich Rózsa nicht mit seinem Prestige vor mich gestellt hätte.

Das Einzige, was ich damals mit den Linken teilte, war die Ablehnung des Autos wegen dem vermeintlichen Waldsterben, und das wieder-



Journalist Rózsa.



Tollkühner Balanceakt mit Megafon und Kamera: Klaus Rózsa 1980 bei seiner Verhaftung.

um war so ziemlich das einzige Thema, bei dem der bekennende Umweltmuffel Rózsa nicht links tickte. Unsere Positionen hätten gegensätzlicher nicht sein können. Erstaunlicherweise war das nie ein Problem. Ich bewunderte seine Eloquenz am Mikrophon, seine Schlagfertigkeit, seine Fähigkeit, eine Sache auf den Punkt zu bringen und in eine packende Geschichte zu verpacken. Ich lernte viel von Rózsa. Er war ein journalistischer Vollprofi, und offenbar glaubte er daran, dass ich auch einer werden könnte.

Die in linken Kreisen verbreitete Intoleranz war ihm völlig fremd, Berührungsängste kannte er nicht. Anders als viele Bewegte, wie man die Linksautonomen der achtziger Jahre nannte, hatte Rózsa eine Abneigung gegen Drogen, ob legal oder illegal. Er führte eine Art audiovisuelles Gemischtwarenunternehmen, das in seinen besten Zeiten ein halbes Dutzend Angestellte beschäftigte.

Beim Kampf um das Kanzleizentrum war Rózsa die unbestrittene Leitfigur. Der alternative Treffpunkt im Areal des alten Schulhauses am Helvetiaplatz Ende der 1980er Jahre war sein Kind. Es war ein rauer Kampf mit Besetzungen und polizeilichen Räumungen. Schliesslich gelang es Rózsa, mit dem freisinnigen Stadtpräsident Thomas Wagner eine einvernehmliche Lösung zu schmieden. Das Pro-

jekt scheiterte nach Wagners Abwahl 1990, als die Sozialdemokraten die Führung in der Stadt übernahmen. Zweimal wurde das Kanzleizentrum an der Urne abgelehnt.

Eigentlich war es eine Tragödie. Der Kulturtreff war im Quartier verankert und wurde dort an der Urne mit wuchtigem Mehr angenommen. Rózsa hatte sogar eine Kooperation mit dem Opernhaus und dem Schauspielhaus zustande gebracht. Dank der Querfinanzierung über die Diskothek in der alten Turnhalle kam der Kulturbetrieb ohne öffentliche Gelder aus. Drogen wurden vom Areal ferngehalten. Das Kanzleizentrum hätte eine Erfolgsgeschichte werden können, wäre da nicht der Ruch der linksautonomen Chaoten gewesen, der alles überstrahlte. Das gesamtstädtische Njet an der Urne war ein Protestvotum gegen den Strassenterror der achtziger Jahre. Es war Rózsas bitterste Niederlage.

## Nur Klaus blieb staatenlos

Ein Politikum in der Stadt Zürich war auch seine Einbürgerung, die sich über zwei Jahrzehnte hinzog und dreimal abgelehnt wurde. Die Gründe waren rein politischer Natur. Rózsa war weder verschuldet noch vorbestraft. Geboren 1954 in Budapest, war er als Zweijähriger mit den Eltern und der vier Jahre älteren Schwester Olga in die Schweiz gekommen. Sein Vater - er besass beim Kreuzplatz einen kleinen Kleiderladen - und seine Schwester, waren längst eingebürgert. Nur Klaus blieb bis Ende der neunziger Jahre staatenlos.



Dass die Rózsas jüdisch waren, wusste man, doch darüber wurde im latent antisemitischen linken Milieu nicht gesprochen. Das änderte sich erst 2016, als Erich Schmid den Dokumentarfilm «Staatenlos» über Klaus Rózsa und seine Familie drehte. Es ist ein berührendes Epos um zwei Shoa-Überlebende, die mit ihren beiden Kindern 1956 aus Ungarn fliehen und nach einer Odyssee durch die halbe Schweiz im Hinterzimmer einer Koscher-Metzgerei im Zürcher Kreis 4 landen. Sicherheits halber liessen die Eltern ihre Kinder katholisch taufen. Klaus kam als Teenager in ein strenges katholisches Internat in Bayern.

Doch zwei Jahre vor der Matura rebellierte der Bursche. Nach dem frühen Tod seiner Mutter wollte er nicht mehr ins Internat zurück. In der «Autonomen Republik Bunker» wurde er als 17-Jähriger von der trotzkistischen RML auf den revolutionären Kurs getrimmt. Beim Parteiblatt *Maulwurf* machte er erste journalistische Erfahrungen, daneben absolvierte er eine Lehre als Fotograf. Rózsa nahm diverse Stellen in der Branche an, machte sich aber bald selbstständig als Fotograf und Revolutionär.

### Verteidiger von Orbán und Israel

In den siebziger Jahre herrschten raue Sitten auf den Zürcher Strassen. Viele Polizisten waren schlecht gerüstet und überfordert, die Gummiknüppel sassen locker. Es kam zu brutalen Übergriffen, die praktisch nie geahndet wurden. Wo andere sich duckten, reagierte der junge Rózsa mit Empörung. Jeder Schlag, den er einsteckte, stachelte ihn erst recht auf.

Nach der Niederlage mit dem Kanzleizentrum wurde es ruhiger um Klaus Rózsa. Die Alternativkultur hatte sich in Nischen etabliert. Rózsa zog für ein paar Jahre nach Ungarn, entdeckte seine Liebe zu Israel. Heute lebt er mit seiner Partnerin, der Schriftstellerin Bettina Spoerri, wieder in Zürich-Wiedikon. Letztes Jahr veröffentlichten die beiden einen alternativen Stadtführer für Zürich. Nachfolgewerke über Budapest und Tel Aviv sind in Arbeit. Im letzten September wurde Klaus Rózsa 65.

Sporadisch sorgte Rózsa in den sozialen Medien immer noch für Aufregung, etwa wenn er den ungarischen Premier Viktor Orbán verteidigt oder die israelische Politik gegenüber den Palästinensern. Wer darin einen Bruch mit der linksalternativen Szene wittert, geht allerdings fehl. Rózsa war schon immer ein Querdenker, der sich nie in ein Kollektiv einbinden liess und seine grössten Konflikte im eigenen Milieu austrug. Doch sein Image als rasender Fotoreporter war stets mächtiger als der Mensch, der sich dahinter versteckt. ○

*Pünktlichkeit ist die Kunst, richtig abzuschätzen, um wie viel sich der andere verspäten wird.*



## Familie

# ... Vater sein dagegen sehr

## Haben Männer überhaupt einen Kinderwunsch?

### In einem neuen Buch geben Schweizer Väter Antworten.

### Und widerlegen ein paar Behauptungen zum Thema Vaterschaft.

**D**amit, was es heisst, «wenn aus Männern Väter werden», setzt sich in origineller Weise ein Buch auseinander, das dieser Tage in den Handel gekommen ist: In «Mann, Baby, Mann» von Mark van Huisseling berichten sechs Väter mit eigenen Worten über ihre diesbezüglichen Erfahrungen. Abgerundet wird das Ganze von einem langen Interview mit einem Psychologen, dem



«Gewundener Weg»: Autor van Huisseling.

Leiter des Schweizerischen Instituts für Männer- und Geschlechterfragen in Zürich.

Wer sich die Sache simpel vorgestellt hat, wird gleich am Anfang eines Besseren belehrt. Wir lernen, dass es soziale Väter gibt – das heisst solche, die ihre Vaterrolle ausüben, ohne der biologische Vater zu sein –, homosexuelle Väter und/oder kollektive Vaterschaftsmodelle sowie, nicht völlig zu vergessen, biologische, klassische Väter. Alle diese Entwürfe werden von den autobiografischen Berichten abgedeckt.

Christian Jenny, der Zürcher Tenor und derzeitige Gemeindepräsident von St. Moritz, etwa beschreibt unter der Überschrift «Jazz ist Improvisation. Mein Leben auch» seine Metamorphose vom Ehegatten (ohne Kinder) zum Liebhaber mit mittlerweile drei Kindern von zwei Frauen. Launig kommentiert er dazu aus seinem Erfahrungsschatz als Musiker das Miles-Davis-Zitat «Wenn du eine falsche Note spielst, spiel sie zweimal. Oder noch besser dreimal. Denn so bist du einer, der einen eigenen Stil pflegt, vielleicht sogar prägt.» Wir warten gespannt auf den weiteren Verlauf seiner Darbietung ...

### Nahezu unbefleckt

Etwas konventioneller geht es beim Verfasser des Buchs, dem Journalisten und Autor Mark van Huisseling, zu. Er beschreibt in seiner Beichte «Mein langer, gewundener Weg» vor allem die Vorgeschichte von ihm und seiner Exfrau, die schliesslich zu seiner eher späten Vaterschaft (ein Sohn) mit über fünfzig Jahren führte; ein Vorgehen, das auch bei anderen im Buch porträtierten Vätern zu beobachten ist: Oft wird erzählt, was alles in vorangegangenen Beziehungen zum anderen (oder gleichen) Geschlecht nicht funktioniert hat, bis aus dem Mann doch noch ein Vater wurde.

Und noch etwas fällt auf: Der Genosse Zufall, also weder Planung noch Absicht, spielt eine relativ grosse Rolle bei der Mutation vom einfachen Mann zum Vater. Fast möchte man meinen, zahlreiche Männer kommen wie die Jungfrau Maria ahnungslos und nahezu unbefleckt zu ihrem Kind oder ihren Kindern. Eine insgesamt wenig romantische und eher ernüchternde Erkenntnis also. Verstärkt wird

dieses Bild noch durch Erzählungen sozialer Väter über die Ignoranz leiblicher Väter gegenüber ihrem ungeplanten Nachwuchs. Immerhin: Die sozialen Väter sorgen dann zumindest für die nötige Korrektur und nehmen oft – zumindest im eigenen Selbstverständnis – erfolgreich die Vaterrolle wahr.

Allesamt sind die berichtenden Väter in kreativen Berufen tätig, was vielleicht auch die durchaus unterhaltsame Erzählweise mitgeprägt hat. Langweilen tut man sich bei der Lektüre somit nicht. Gleiches gilt für das abschliessende Interview, das van Huisseling mit dem Zürcher Psychologen Markus Theunert über Vater- respektive Elternschaft führt. Hier wird das Phänomen eher wissenschaftlich und nicht autobiografisch behandelt. Man erfährt beispielsweise, dass die bis heute überwiegende klassische Aufteilung der Geschlechterrollen in der Familie erst rund 250 Jahre alt ist und mit dem Beginn der bürgerlichen Industriegesellschaft zusammenfällt, die diese Arbeitsteilung als vorteilhaft für die Produktivität der Arbeitswelt klassifiziert hat.

Wer sich noch mehr mit Vaterschaft beschäftigen möchte, dem sei zusätzlich das Buch von Anna Machin empfohlen. In «Papa werden. Die Entstehung des modernen Vaters» beschäftigt sich die in Oxford Lehrende mit den biologischen Determinanten der Vaterrolle und deren Entwicklung in den vergangenen 5000 Jahren. Und zwar vom indischen Kastenwesen über den afrikanischen Jäger bis zum Bostoner Wirtschaftsanwalt. *Michael A. Gotthelf*



Mark van Huisseling: Mann, Baby, Mann. Wenn aus Männern Väter werden. Stämpfli. 120 S., Fr. 39.90

# «Menschen guten Willens»

Viele Amerikaner sind pessimistisch, dass sich die Beziehungen zwischen den Rassen je bessern werden. Der schwarze Bürgerrechtsanwalt Peter Kirsanow jedoch ist fest überzeugt: Was Diskriminierung betrifft, «haben wir nie in besseren Zeiten gelebt». Er steht mit seiner Meinung nicht allein. Von Amy Holmes

«Amerika, eins musst du kapieren: Man sagt, es wird keinen Frieden geben, bevor es Gerechtigkeit gibt.» – Am privaten Gedenkgottesdienst am Samstagmittag in Raeford, North Carolina, zu Ehren von George Floyd, der ein paar Kilometer entfernt in Fayetteville, einer kleinen Südstaatenstadt, geboren worden war, formulierte Sheriff Hubert Peterkin vor der Familie Floyd und den globalen Medien dieses harte Ultimatum.

Zu einer Nation, die traumatisiert ist von Floyds Ermordung durch vier Polizisten am 25. Mai in Minneapolis, Minnesota, sprach Christopher Simmons, ein Verwandter Floyds, über den Schmerz der Familie: «Die Bilder davon werden uns für den Rest unseres Lebens keine Ruhe lassen. Wir haben nicht nur ein Mitglied unserer Familie verloren, sondern ihr alle habt das mit angesehen. Und ihr alle wart genauso hilflos.»

## Die Einstellung hat sich verändert

Aber hat Amerika es «kapiert»? Sind wir tatsächlich hilflos und nicht in der Lage, die dringend nötigen Veränderungen vorzunehmen, die Millionen von Amerikanern und Zehntausende von Protestierenden verlangen?

Kommt darauf an, wen man fragt und was genau zur Debatte steht. Seit Floyds abscheuliche Ermordung publik gemacht wurde durch ein acht erschütternde Minuten langes Video, das sich viral verbreitete, sind die Täter in Polizeiuniform fast in aller Welt verurteilt worden. Im Gegensatz zu früheren, ebenfalls publik gewordenen Fällen, in denen ein weisser Polizist einen unbewaffneten Schwarzen erschoss, glauben heute mehr Menschen – schwarze und, was entscheidend ist, weisse –, dass Rassendiskriminierung einen Einfluss darauf hat, wie die Polizei gegen Zivilisten vorgeht.

Eine letzten Freitag veröffentlichte Umfrage des Nachrichtensenders CBS ergab: «Über die Hälfte (52 Prozent) der weissen Bevölkerung glaubt heute, dass Rassendiskriminierung im Spiel ist, wenn die Polizei gewaltsam gegen Schwarze vorgeht; vor vier Jahren war es nur ein Drittel (36 Prozent).» Eine Um-

frage, die letzte Woche von der Monmouth University veröffentlicht wurde, ergab, «dass die Mehrzahl (57 Prozent) der Amerikaner die Empörung über Floyds Behandlung teilt und mit den Demonstrationen dagegen sympathisiert». 57 Prozent der Öffentlichkeit sind auch der Meinung, «dass die Polizei in vergleichbaren Situationen eher unverhältnismässig brutal gegen Schwarze vorgeht als gegen Weisse. Dieser Meinung war vor vier Jahren nur ein Drittel des Landes.»

Diese Veränderung der Einstellung von Weissen dürfte Peter Kirsanow nicht überraschen, das amtsälteste Mitglied der amerikanischen Kommission für Bürgerrechte. Seit er vom damaligen Präsidenten George W. Bush eingesetzt wurde, hat der prominente schwarze konservative Spezialist für Arbeitsrecht zwanzig Jahre lang Studien gewälzt, vor dem Kongress ausgesagt und spezifische Vorschläge dazu gemacht, wie Rassismus und rassenbedingte Ungleichheit in den USA politisch angegangen werden sollen. In Cleveland, Ohio, erreichen wir ihn in seiner Anwaltskanzlei mit Blick auf die Strasse, wo die Schaufenster der Läden während der Aufstände vor ein paar Nächten eingeschlagen und geplündert wurden, wie er erzählt. Dennoch bleibt der 66-Jährige, der seit vierzig Jahren im selben Haus im selben Schwarzenviertel in der Innenstadt wohnt, optimistisch, was die Fortschritte hinsichtlich der Rassenbeziehungen betrifft.



Peter Kirsanow.

«Da hat es Fortschritte gegeben. Himmel nochmal, wir hatten sogar einen schwarzen Präsidenten!»

Kirsanow, Sohn eines Stahlarbeiters und einer Putzfrau, vertritt seit langem die Meinung, es gebe zwar Rassismus in den USA, doch viele Akademiker, Aktivisten und Politiker übertrieben dessen Bedeutung und – was viel schlimmer sei – redeten Afroamerikanern ein, der Rassismus der Weissen sei ein wesentliches Hindernis dafür, dass Schwarze im Leben etwas erreichen könnten. Er sagt der *Weltwoche*: «Wäre ich der Meinung, dass Polizisten es vor-

allem auf Schwarze abgesehen hätten und dass diese Tendenz zunehme, weshalb immer mehr Schwarze gejagt und umgebracht würden – meine Güte, dann würde ich doch selbst Randalen machen!»

Kirsanows Auswertung der Daten ergibt jedoch, dass Afroamerikaner nicht nur nicht von rassistischen Polizisten gejagt werden: «Es ist vielmehr so, dass wir, was offensichtliche Diskriminierung und Rassismus in diesem Land betrifft, nie in besseren Zeiten gelebt haben. So ist das. Ich habe schliesslich die Zeiten erlebt, als es Rassentrennung gab und es gang und gäbe war, jemandem aufgrund seiner Rasse eine Stelle zu verweigern.» Kirsanow besteht darauf: «Da hat es bedeutende Fortschritte gegeben. Himmel noch mal, wir hatten sogar einen schwarzen Präsidenten!»

## Gewalt auch durch schwarze Polizisten

Dass in den USA 2008 zum ersten Mal ein Schwarzer zum Präsidenten gewählt wurde, wurde euphorisch gefeiert, und man hoffte, es bedeute einen Wendepunkt in der Beziehung zwischen den Rassen. Doch bereits bevor die Polizei im Sommer 2014 in Ferguson, Missouri, den achtzehnjährigen Michael Brown erschoss, ergab eine Gallup-Umfrage, dass es nach dem Optimismus zu Beginn der Ära Obama in Sachen Rassenbeziehungen heftig abwärtsgegangen war.

Roland Fryer, der mit dreissig Jahren als jüngster Afroamerikaner Wirtschaftsprofessor an der Harvard University wurde, machte eine Feststellung, die ihn und die akademische Welt verblüffte. 2016 verkündete er auf der Frontseite der *New York Times*: «Was die extremste Form von Gewalteininsatz betrifft – dass Polizisten jemanden erschossen –, können wir keine rassenbedingten Unterschiede feststellen, weder was die rohen Daten anbelangt noch unter Einbeziehung kontextueller Faktoren.» Eine letzten Juli in der Fachzeitschrift *Proceedings of the National Academy of Sciences* veröffentlichte Studie ergab ebenfalls «keine Beweise für anti-schwarze oder antihispanische Ungleichheiten betreffend Erschiessungen; und Minderheiten angehörige Zivilisten werden nicht mit grösserer Wahrscheinlichkeit von weissen Polizisten als von nichtweissen Polizisten erschossen». Ja, «je höher der Prozentsatz schwarzer oder hispanischer Polizisten, desto grösser die Wahrscheinlichkeit, dass ein erschossener Zivilist schwarz oder hispanisch war». Dieses scheinbar verwirrende Ergebnis erklären die Autoren damit, dass Minoritäten angehörnde Polizisten bevorzugt in von Minoritäten bewohnten Vierteln eingesetzt werden.

Zu diesen Ergebnissen wurden Kritik und Vorbehalte laut. Unter anderem folgende: Ers-



*Hoffen auf das Heilen der Achillesferse:* Denvers Polizeichef Paul Pazen an einer Protestveranstaltung.

tens, die Bundesdatenbank ist enttäuschend unvollständig, was Forscher dazu zwingt, möglicherweise unzuverlässige Polizeiberichte zu durchforsten und auf nichtstaatliche Datenbanken zurückzugreifen. Zweitens, diese allgemeinen Schlüsse sagen nichts aus über spezifische Fälle oder individuelle Motive. Und drittens, Fryer und sein Forschungsteam stellten fest, dass im Falle nichttödlicher Gewaltanwendung (also durch Elektroschockwaffen, Knüppel und Fäuste) «die Wahrscheinlichkeit, dass Schwarze und Hispano-Amerikaner bei Interaktionen mit der Polizei eine Form von Gewalt erleben, über 50 Prozent grösser ist». Geht es um Reaktionen darauf, dass sich jemand beispielsweise gegen seine Verhaftung wehrt, verkleinert sich die Ungleichheit, doch geschlossen wird die Lücke nicht. Dass die Polizei unbewaffnete Schwarze tötet, kommt mittlerweile zwar weniger häufig vor, doch unangemessen aggressives, hartes, übergriffiges und schikanöses Vorgehen der Polizei ist immer noch erschreckend verbreitet und, wie bei den Protesten sichtbar wird, eine schmerzliche Realität.

In einem Interview mit Vox.com erklärte Paul Butler, ein afroamerikanischer linksliberaler Professor der Rechtswissenschaft an der

Georgetown University und ehemaliger Staatsanwalt: «Ich ging an eine angesehene Uni, studierte dort an der juristischen Fakultät, ich habe einen guten Job und ein schickes Auto. Doch jedes Mal, wenn ein Streifenwagen hinter mir auftaucht, bekomme ich Herzklopfen. Jeder Schwarze, den ich kenne, erzählt das Gleiche. Weil du einfach nie sicher sein kannst.» Er bezeichnete diese ständige Angst als «Folter light», denn sie bewirkt, dass «man sich ständig erniedrigt fühlt und Angst hat, es könnte einem jederzeit etwas passieren».

Ähnlich wie die ehemalige Aussenministerin Condoleezza Rice, die die Sklaverei als «Amerikas Erbsünde» bezeichnete, spricht Kay Coles James, Präsidentin des konservativen Think-Tanks Heritage Foundation, von Rassismus als «Amerikas Achillesferse». In einem emotionalen Editorial für Foxnews.com richtet die 71-jährige konservative Koryphäe an ihre mehrheitlich rechten Leser die beschwörenden Worte: «Wie viele Schwarze müssen noch sterben, wie oft müssen wir noch unser Mitgefühl bekunden? Wie viele Protestkundgebungen müssen noch stattfinden? Wie viele Komitees müssen noch gebildet werden, bis Amerika einsieht, dass Rassismus in diesem Land nach wie vor ein Problem ist?»

### Mehr als Solidaritätsbekundungen

Der afroamerikanische Spezialist für Cybersicherheit Chris Young, ehemaliger CEO der Computersicherheitssoftwarefirma McAfee (und, das sei hiermit offengelegt, ein Freund und ehemaliger Studienkollege von mir an der

Princeton University), hat aufgrund seiner Erfahrungen in der Privatwirtschaft einen emotionalen offenen Brief an Bizjournals.com geschrieben. Darin heisst es: «Die vergangene Woche war für mich persönlich sehr schwierig, doch als leitenden Angestellten in Silicon Valley

### Viele der tonangebenden Firmen investieren auch in das Leben von Schwarzen.

und ehemaligen CEO hat mich auch ermutigt, wie viel Unterstützung ich in den letzten Tagen erfahren habe von Techfirmen-CEOs, Investmentfirmen und führenden Persönlichkeiten aus der Geschäftswelt. Viele dieser tonangebenden Firmen lassen es nicht nur bei Solidaritätsbekundungen bewenden. Sie investieren auch – investieren in das Leben von Schwarzen.

Kirsanow denkt darüber nach, was sich im Lauf seines Lebens in den Rassenbeziehungen verändert hat, manchmal nur stockend und immer erst nach harten Kämpfen. «Ich bin ein alter Mann», sagt er zur *Weltwoche*, «ich habe manches erlebt und manches gesehen.» Doch während die vorherrschende Stimmung in den USA pessimistisch ist, was ein Heilen unserer Achillesferse betrifft, bleibt Kirsanow hoffnungsvoll: «Ich glaube, die grosse Mehrheit der Amerikaner sind, jeder für sich, Menschen guten Willens und bereit, einander entsprechend zu behandeln.»

Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Bodmer

*Einer Frau ihren Herzenswunsch ausreden zu wollen, gleicht dem Versuch, den Niagara-Fall mit blossen Händen zu stoppen.*



# Der Mann, der die SP nervös macht

Nationalrat Mathias Reynard hat sich mit einer Kandidatur ums SP-Präsidium nach vorne gedrängt. Jetzt überlegt er sich, auch als Staatsratskandidat im Wallis ins Rennen zu steigen. Hat er den guten Zeitpunkt dafür bereits verpasst? *Von Hubert Mooser*

Er ist das Aushängeschild der Walliser Sozialdemokraten: Nationalrat Mathias Reynard, 32-jährig, charmant und freundlich. Der Mann aus Savièse ist eine Art Wolf im Schafspelz: In Bern halten ihn viele wegen seiner gesellschaftspolitischen Anliegen für einen gemässigten Linken oder für einen verkappten Liberalen, der sich für Frauenrechte einsetzt und sich erfolgreich gegen die Diskriminierung Homosexueller engagiert.

Wenn er in der Romandie auftritt, dann ist er jedoch der linke Walliser Gewerkschaftsbundpräsident, der mit seinen knallharten Anliegen bürgerlichen Politikern die Haare zu Berg stehen lässt. Nun soll der SP-Strahlemann bei den Walliser Staatsratswahlen im März 2021 den Genossen aus der Bredouille helfen, in die sie sich vor vier Jahren selber gebracht haben.

Die amtierende SP-Staatsrätin Esther Waeber-Kalbermatten tritt auf Ende Legislatur im Frühjahr 2021 zurück. Für die Walliser SP-Spitze gibt es nur einen Kandidaten, der diesen Sitz erfolgreich verteidigen kann: Mathias Reynard. Sein Ergebnis bei den letzten Nationalratswahlen spricht für sich: Reynard erhielt von allen Kandidaten die meisten Stimmen. Bei den Ständeratswahlen brachte er die CVP an den Rand einer Niederlage.

Doch wie immer entlang der Rhone geht auch diese Kandidatenauslese nicht ganz geräuschlos über die Bühne. Reynard ziert sich, und das macht die Walliser Genossen nervös. Zuerst rief die Präsidentin der SP Unterwallis, Barbara Lanthemann, Reynard fast ultimativ auf, er solle sich bis Ende der Sommerferien entscheiden. Vor einigen Tagen warnte der Oberwalliser SP-Präsident Gilbert Truffer im *Walliser Boten*, ohne Reynard sei der linke Sitz in der Regierung weg.

## Etwas konstruiert

Der Druck wächst, aber Reynard lässt sich nicht drängen. Er hat noch ein anderes Eisen im Feuer: Im Gespann mit der Zürcherin Priska Seiler-Graf strebt er das Co-Präsidium der SP Schweiz an. Die Genossen hätten eigentlich in diesem Frühjahr einen Nachfolger für den scheidenden SP-Präsidenten Christian Levrat wählen sollen, aber wie die SVP und die Grünen, die ihre Parteispitze ebenfalls neu besetzen, musste auch die SP die Wahl zur Levrat-Nachfolge wegen des Coronavirus vertagen.



In der Zwickmühle: Strahlemann Reynard.

Viele Sozialdemokraten favorisieren das gemischte Doppel aus der Deutschschweiz, das Duo Cédric Wermuth und Mattea Meyer. Die Kandidatur von Reynard und Seiler-Graf wirke dagegen etwas konstruiert. Sie sei zu sehr aus-

## Bei den Ständeratswahlen brachte er die CVP an den Rand einer Niederlage.

tariert zwischen Regionen, Geschlechtern und Parteiflügeln, in der Hoffnung, damit möglichst viele Delegierte hinter sich zu scharen.

Andere finden, Reynard und Seiler-Graf seien besser geeignet, um die links und rechts auseinanderdriftenden Parteiflügel zu bändigen. Nationalräte wie zum Beispiel der Baselbieter Eric Nussbaumer oder der Berner Matthias Aebischer räumen Reynard und Seiler-Graf gute Chancen ein.

Nur müsste sich Reynard entscheiden, aber damit tut er sich offenbar schwer. Er selber entgegnet, die Kandidatur für die Levrat-Nachfolge müsse erst am 10. August hinterlegt werden. Die Wahlen für die Staatsratswahlen

fänden im März 2021 statt. «Wir stehen also nicht unter Zeitdruck.» Er sei noch am Nachdenken. Und fügt hinzu: «Es gibt schlimmere Sachen, als sich zwischen diesen beiden Jobs entscheiden zu müssen.»

Der öffentliche Druck der Walliser SP-Spitze und Reynards zögerliche Haltung haben dessen Chancen auf das nationale SP-Präsidium jedoch schon etwas kompromittiert. Am Rande der Sommersession des nationalen Parlamentes bekommt man von Linken zu hören, Reynard sei nicht entschlossen genug für das Parteipräsidium. Dieses Hin und Her schade ihm selber.

## Grosser interner Krach

Dass Reynard überhaupt in diese Zwickmühle geraten ist, hat er dem früheren Nationalratspräsidenten Stéphane Rossini zu verdanken. Ihn hatte die Walliser SP eigentlich auf dem Radar, um den SP-Sitz ins Trockene zu bringen. Aber Rossini wurde nach seinem Rücktritt 2015 als Nationalrat ungeduldig. In der Meinung, Waeber-Kalbermatten werde sich bereits auf die Wahlen 2017 zurückziehen, brachte er sich für die Nachfolge in Stellung. Dann trat Waeber-Kalbermatten noch einmal an, und Rossini war nicht mehr bereit, seine Kandidatur zurückzuziehen.

Es kam zum grossen internen Krach. Rossini zog im zweiten Wahlgang den Kürzeren, knallte im Streit die Türe hinter sich zu und ist nun Direktor des Bundesamtes für Sozialversicherungen (BSV). Dafür muss jetzt wohl Reynard als Staatsratskandidat antreten, wie damals SP-Nationalrat Thomas Burgener gegen Ende der 1990er Jahre.

Burgener hatte seinerzeit einen ähnlich guten Lauf in Bern wie Reynard heute. Aber nachdem Peter Bodenmann nach bloss zwei Jahren überraschend aus der Regierung zurückgetreten war, musste der Visper Politiker widerwillig ins Wallis zurückkehren, um gegen die heutige Bundesrätin Viola Amherd den SP-Sitz zu verteidigen.

Reynard dürfte eine Rückkehr ins Wallis weniger schwerfallen. Er wirkt schon seit 2011 in der Grossen Kammer. Ob er den Sitz von Waeber-Kalbermatten ebenso erfolgreich verteidigen könnte wie Burgener jenen von Bodenmann, ist dagegen eine andere Frage. Man kann den rechten Moment für eine Kandidatur auch verpassen, wie der Fall Rossini zeigt. ○

# Zum Wesen des Geisterfussballs

Geister-Wirklichkeiten sind Wirklichkeiten ohne Substanz. Ist Fussball ohne Publikum substanzlos? Ist der Körper des Zuschauers wichtiger als der Körper des Spielers? Von Hans Ulrich Gumbrecht

So schnell und selbstverständlich sind Begriffe wie «Geisterspiele» oder «Geisterfussball» in den Alltagsgebrauch der deutschen Sprache eingegangen, dass sie wohl ein anders kaum fassbares Segment der Wirklichkeit treffen müssen – und nun immer weiter verstärken. Doch was eigentlich ist genau gemeint, wenn wir ein fast beliebiges Substantiv mit dem Wort «Geister» kombinieren, so als handle es sich dabei um eine doppelte Vorsilbe? Als meine Kinder noch in die Grundschule gingen, galt in den – nicht nur amerikanischen – Medien die «Addams Family» als besonders beliebte Geister-Familie. Das war eine respektable Familie mit Verwandtschaftsbeziehungen, Konflikten und vor allem sehr ausgeprägten Typen (mein Liebling war Onkel Fester), deren fiktionaler Geister-Status von der Absenz lebendiger Körper abhing. Anders formuliert: Unter «Geister»-Wirklichkeiten verstehen wir Wirklichkeiten ohne Substanz, ohne materielle Substanz.

## Plötzlich banal

Im Blick auf den Fussball (und auf andere Sportarten, die an ihren Überlebensprogrammen unter potenziell langfristigen Pandemiebedingungen arbeiten) mag diese Feststellung zunächst überraschen. Ist das volle Stadion, ist die Gegenwart der Zuschauer tatsächlich wichtig genug, um von ihrer Abwesenheit auf «Substanzlosigkeit» zu schliessen? Liegt nicht die eigentliche und mithin substanzielle Wirklichkeit des Spiels in den Körpern der Sportler, die doch weiterhin auf dem legendären Rasen anwesend sind? Hier stossen wir – unter Corona-Prämissen – auf eine bemerkenswerte Verschiebung im gesellschaftlichen Stellenwert des Berufssports, von der bisher kaum die Rede war.

Freizeit- und Amateursport hat während der vergangenen Jahrzehnte den Status einer zur Verpflichtung werdenden Gesundheitsmassnahme erlangt und entsprechend wirtschaftlich zugelegt. Dass Fahrräder auf dem Preisniveau von kompakten Sportwagen zu einem Marktschlag und Sportaktivitäten zu einem begünstigenden Faktor für Gebühren bei der Krankenversicherung würden, hätte 1990 niemand vorhergesagt. Zugleich – aber nun sozusagen hinter unserem Rücken – ist der Berufssport zu einem der wichtigsten Rituale

geworden, zum zentralen Präsenz-Ritual der heutigen Gesellschaft. Wo sonst als in Stadien kommen unter dem Vorzeichen – und zum Ausgleich – einer radikalen, elektronisch ermöglichten Individualisierung der zwischenmenschlichen Kontakte regelmässig Zehntausende von Körpern zusammen? Wo sonst als in Stadien gilt ein maximal gefüllter Raum als Grund zur Freude? Selbst die Gottesdienste auf nationalen Kirchentagen oder die Benefizkonzerte von Rockstars haben im Stadion ihre neue Heimat gefunden. Vor leeren Rängen muss deshalb jedes Präsenz-Ritual – Fussball,



Moralische Krise.

Gottesdienst oder Rock – zum Geister-Ritual werden.

Gespensisch allerdings, im Sinn von «unheimlich», wirkt erst einmal nichts an der Geister-Bundesliga, obwohl wir sonst das Unheimliche gerne mit Wirklichkeiten ohne Substanz verbinden. Im Gegenteil: Es leuchtet ein, dass die Fussballunternehmen einen Spielbetrieb in Gang bringen mussten, um die Chance ihres Überlebens zu wahren; dies ist ihnen eher recht als schlecht gelungen, mit leicht veränderten Spielstatistiken (deutlich mehr Auswärtssiege, weniger Fouls) und weniger überzeugendem, akustisch-visuellem Ersatz für die Zuschauerkulisse. Das Heim- und Auswärtsgefühl für die gegnerischen Mannschaften lässt sich so nicht heraufbeschwören. Trotzdem, besser als nichts – und weit entfernt von der alten Wirklichkeit. Verwischt und banal, wie so vieles in Corona-Zeiten.

Unheimlich hingegen war, zu erleben, wie entschlossen, polit-pragmatisch und kompetent allein die deutschen Fussballinstitutionen an jener Lösung arbeiteten, so dass sie Monate

vor den Ligen anderer Länder durchs selbstgesteckte Ziel gingen, zum internationalen Modell des Berufssports wurden und für eine begrenzte Zeit selbst den Mannschaften aus dem eigenen Tabellenkeller zu einem globalen Publikum verhalfen. Mit Fragen meiner kalifornischen Kollegen zum Trainerstab des SC Paderborn 07 oder zur Mittelfeldbesetzung von Fortuna Düsseldorf hatte ich in dem mir beschiedenen Leben nicht mehr gerechnet.

Noch überraschender indes – und noch deutscher – wirkt auf mich ein anderer Effekt. Im Kontrast zur Begeisterung der neuen Bundesliga-Fans aus Buenos Aires, Manchester, Bangalore oder Beijing sind die Fussball-Einschaltquoten zwischen Hamburg und München weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Das früher als nationale Samstagsinstitution geltende «Sportstudio» des Zweiten Deutschen Fernsehens hatte sogar einen Einbruch zu verzeichnen. Wie lässt sich dies erklären? Offenbar ist der so konsequent Service- und Zuschauer-

orientierte deutsche Fussball in eine moralische Krise gerutscht, in einen Konflikt zwischen Unterhaltung und Moral, der gespenstisch anmutet. Nach einschlägigen Umfragen hält selbst die Mehrheit der Fussballanhänger im Land die Genehmigung, unter strengen Hygienebedingungen den Spielbetrieb wieder anzuwerfen, für ein nicht zu rechtfertigendes «Zugeständnis an zwanzigjährige Multimillionäre». Eher sollten sie anerkennen, liest und hört man, dass es «in Zeiten der pandemischen Krise Wichtigeres gibt als ihren Sport».

## Bedürfnis nach Unterhaltung

Natürlich handelt es sich um ein Missverständnis. Der Fussball-Bund und seine Klubs waren davon ausgegangen, dass es gerade unter dem Vorzeichen sozialer Distanz ein intensives Bedürfnis nach Unterhaltung gebe, dem sie im eigenen Überlebensinteresse entgegenkommen sollten. Ein Privileg hatte wohl niemand im Sinn. Inzwischen musste freilich das Katechismus-Wort «Demut» unter ihren Vertretern inflationär werden. Auch der Fussball, will man etwas verspätet betonen, unterwirft sich der mehrheitlichen Moralkeule – und erkennt demütig an, dass Sport bestenfalls eine Nebensache ist, die um Toleranz winseln muss. Solche Töne sind mir bei den – sonst eher schleppenden – amerikanischen Diskussionen über die nächsten Schritte der Berufssportarten keinesfalls zu Ohren gekommen. Und wie steht es in der Schweiz?

Hans Ulrich Gumbrecht ist ein deutsch-amerikanischer Romanist und Albert-Guéraud-Professor in Literature, Emeritus an der Universität Stanford.

# Ein bodenständiger Akademiker

Reto Föllmi, Volkswirtschaftsprofessor in St. Gallen, Bau-Unternehmer mit Militärlaufbahn, macht sich Sorgen, obwohl er ein zuversichtlicher Mensch ist. Die Politik höre, vor allem jetzt, viel zu wenig auf die Ökonomie. Von Beat Gygi

Die Schweiz muss eigentlich ziemlich gut sein in Ökonomie. Das Land hat mit all seinen Markterfolgen enormen Wohlstand erwirtschaftet, hat einen Hochleistungs-Arbeitsmarkt, ist grossenteils solid finanziert und verfügt über eine gewaltige Innovationskraft – kommt so etwas durch Instinkt und Unternehmergeist zustande, oder hängt das auch mit den Ökonominen und Ökonomen in der Schweiz zusammen? Was ist ihr Einfluss, wenn es um wichtige politische Entscheide geht? In der Corona-Krise gaben zunächst Virologen und Epidemiologen den Ton an, aber nun melden sich vermehrt Ökonomen, etwa mit ihrer Kritik an der lockeren Geldverteilung durch das Parlament oder mit der Warnung, wie unsolid es wäre, wegen der Corona-Kosten einfach die Schuldenbremse auszuhebeln und das Sparen zu vergessen.

## Handfeste Argumente

«Von der Parlamentsdebatte bin ich recht enttäuscht», sagt Reto Föllmi, Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen, im Gespräch. Da er mit einer Spitaldirektorin verheiratet ist, kennt er die Corona-Krise aus

## Kürzlich warnte er, die Nationalbank sei kein Schlaraffenland.

mehreren Perspektiven. Statt sich kritisch mit der Corona-Politik zu befassen, so Föllmi, hätten National- und Ständeräte noch rasch den eigenen Interessengruppen Vorteile zugeschanzt. Und kürzlich warnte er in der NZZ, die Nationalbank sei kein Schlaraffenland. Die hohen Reserven und die jüngsten Sonderauschüttungen weckten nun überall Wünsche, und viele hätten die Illusion, dieser Geldtopf sei quasi gratis verfügbar, ohne Preisschild. «Das kann nicht im Interesse der Schweiz liegen, sich aufs Umverteilen zu kaprizieren und wichtige Reformen zu verschlafen», meint Föllmi. Gerade in der Krise müsse man sich um die langfristigen Wachstumschancen kümmern.

Hört die Politik denn überhaupt auf Ökonomen? «Die ökonomische Beratung hat in der Politik eine wichtige Rolle, denn am Schluss muss ja immer irgendwie die Rechnung aufgehen», sagt er, und da biete die wirtschaftliche Betrachtungsweise handfeste Argumente. «Natürlich würde ich mich freu-



«Wir wachsen, weil wir es wollen.»:  
Ökonom Föllmi.

en, wenn man noch mehr auf uns hören würde», fügt er an. Zu den grössten Fortschritten der neueren Volkswirtschaftslehre zähle ja, dass Befunde und Argumente klar und solid durch Daten untermauert seien. Entspre-

chend sollten auch in der Politikberatung die tatsächlichen Verhältnisse im Zentrum stehen, nicht allfällige Rücksichten auf politische Vorlieben oder Interessengruppen, aber das sei in Parlament und Verwaltung noch nicht überall richtig angekommen.

Könnte es sein, dass die Ökonomen manchmal etwas zu weit weg sind von der Praxis? In Föllmis Fall sicher nicht. Der 44-jährige Akademiker ist voll geerdet, ist Unternehmer, Offizier und hat Erfahrung in der Politik. Er ist in einer Unternehmerfamilie in Feusisberg aufgewachsen, in der Wirtschaftsfragen das Tischgespräch und den Alltag prägten. Aus der Baufirma seiner Eltern ist nun ein breiteres Unternehmen geworden, die Immobiliensparte mit Projektentwicklung, Bewirtschaftung und Verkauf von Liegenschaften hat stark an Gewicht gewonnen. Die Belegschaft der ganzen Gruppe umfasst mehr als 130 Personen, Reto Föllmi ist Verwaltungsratspräsident der Muttergesellschaft. «Bauen ist ein hartes Geschäft», meint Föllmi, es sei eine Herausforderung, bei derart knappen Margen immer genug Arbeit hereinzuholen, die Immobiliensparte biete hier mehr Möglichkeiten.

## Start im Kloster

Sein akademischer Weg wurde vorgespurt, als er im Kloster Einsiedeln in die Stiftsschule ging und da die Matura machte. Die breite Ausbildung auch in humanistischen Fächern habe ihn angesprochen, und später in der Volkswirtschaftslehre seien ihm viele Ideen als philosophisch-ethische Grundlagen der Ökonomie wieder begegnet. Er begann 1995 das Ökonomiestudium in Zürich, und er erinnert sich: «Mein erster enger Kontakt mit dem Fach war das Lehrbuch <Intermediate Microeconomics> von Hal Varian. Da habe ich das Ökonomie-Englisch kennengelernt. Und ich fand es faszinierend, wie man Beziehungen zwischen Menschen im gegenseitigen Austausch, in Märkten formal und mathematisch derart klar darstellen kann.»

Das lag ihm, denn, so Föllmi, neben der Ökonomie habe er nach der Matur auch mit dem Mathematikstudium geliebäugelt. Er arbeitete bei seinem Doktorvater Josef Zweimüller vor allem auf den Themen Makroökonomie und Strukturwandel, auch weil ihn nach der langen Wirtschaftskrise in den 1990er Jahren die Fragen beschäftigten, wie eigentlich Wirtschaftswachstum zustande komme, wie Konjunkturzyklen entstünden, wie es zu Inflation

kommen könne. Seine Dissertation zum Thema «Ungleichheit und Wachstum» wurde 2004 als beste Arbeit des Jahrgangs prämiert.

In den Semesterferien ging es anfangs immer ins Militär. Föllmi machte nach der Rekrutenschule drei Stufen weiter bis zum Hauptmann der Übermittlungstruppen, mit all dem Abverdienen der Rekrutenschulen, und leistete Dienst bis 42-jährig, insgesamt also etwa 800 Dienstage. «Vor allem die Offiziersschule war super interessant, technisch und auch dank den Erfahrungen, in jungem Alter Führungsfunktionen wahrzunehmen», sagt er und fügt gleich an: «Mit der Zeit liess der Drive dann aber etwas nach, das fiel bei mir zusammen mit der Phase, als die Armee-21-Reformen einsetzten.»

### Wachstum durch Innovationen

Und dann bringt Föllmi eine erstklassige Formulierung: «Das Militärische war für mich auch ein Engagement für die Zivilgesellschaft.» Seiner Ansicht nach hängen gesell-

### Vor allem die Offiziersschule sei super interessant gewesen auf Grund der Führungslehre.

schaftlicher Zusammenhalt, die genossenschaftliche Idee der Schweiz, der Bürgersinn stark mit freiwilligen Engagements der Menschen zusammen. «Ich bin liberal eingestellt, finde jedoch, dass auch Märkte und freiheitliche Ordnungen nur dann gut funktionieren, wenn diese in einer entsprechend engagierten Zivilgesellschaft verankert sind», sagt er. Sonst müsse zu viel über einen Regulator vorgegeben und kontrolliert werden, was eher ein Albtraum wäre.

Sein politisches Engagement sieht er vor dem gleichen Hintergrund. Er kommt aus einer CVP-Familie, die radikale Transformation von Schwyz zu einem Niedrigsteuernkanton hat er direkt mitbekommen, und eines seiner ersten Ämter war Säckelmeister in der Kirchgemeinde. Als Volkswirtschaftler fand er den Umgang mit der Buchhaltung interessant, und später nach der Rückkehr aus den USA war er lange Zeit in der Rechnungsprüfungskommission. Seit 2012 ist er zudem im Bankrat der Schwyzer Kantonalbank, einem Fachgremium, aber ebenfalls politisch bestimmten Amt.

Zurück zur Wissenschaft: Wie ging es weiter nach seiner Dissertation? Föllmi verbrachte nach dem Ausbildungsprogramm am Zent-

rum der Nationalbank in Gerzensee ein Jahr am Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Boston, wo auch die Superstars der Ökonomie genau zuhören, wenn jemand eine gute Idee bringt. Dann arbeitete er als Oberassistent am Institut für Empirische Wirtschaftsforschung der Uni Zürich, dessen internationaler Ruf unter anderem durch Bruno S. Frey und Ernst Fehr geprägt war, und begab sich anschliessend auf den Job-Markt. Aus den Angeboten entschied er sich für Makroökonomie an der Universität Bern, da trat er 2007 als Mit-Nachfolger von Ernst Baltensperger eine prestigeträchtige Stelle an, wo er rasch sein eigenes Profil etablierte. Bei seinem Wechsel an die Universität St. Gallen 2011 war es ähnlich, als er als Professor für internationale Ökonomie und Direktor des Instituts für Aussen-



wirtschaft in die Fusstapfen von Heinz Hauser trat.

Wie sieht er nun die aktuelle Lage? Trotz allem eigentlich optimistisch. Vor der Corona-Krise war er der Ansicht, die Produktivität habe zwar seit längerem gelitten, aber eine lange Stagnation sei nicht zu erwarten. Den Menschen werde immer wieder genug Neues einfallen, um das Wachstum durch Innovationen voranzutreiben. Nach Corona sieht er es ähnlich, selbst wenn die Verschuldung weiter zugenommen und die Spielräume für künftiges Wachstum eingeengt hat. In kapitalistischen Volkswirtschaften herrsche kein Wachstumszwang, schrieb er kürzlich, vielmehr sei es so: «Wir wachsen, weil wir es wollen.» Wachstum sei immer mit einem Ressourcenverzicht heute zugunsten von morgen verbunden – in der Hoffnung auf mehr Wohlstand morgen, und das heisst doch letztlich: genug sparen und investieren und eben gut wirtschaften, die Schuldenbremse nicht einfach aushebeln. ○

## Wirtschaft

# Gesinnungspolizei in Nadelstreifen

### Coop und Swiss bestrafen ihre Lieferanten für politisch unliebsame Meinungen.

Coop nimmt Produkte von Corona-Skeptiker aus Sortiment», hiess es in der Presse. Der Gründer von Rapunzel Naturkost, Joseph Wilhelm, veröffentlichte nämlich gewagte Thesen zur Pandemie. Deswegen entfernte die Apothekenkette Coop Vitality seine Produkte. Interessant: Die Artikel liefen nicht schlecht. Auch qualitativ gab es offenbar nichts zu beanstanden. Es war die freie Meinungsäusserung ihres Lieferanten, die Coop nicht passte.

Ähnliches passierte im Januar. Die Luft-hansa-Tochter Swiss wollte die Partnerschaft mit dem Glarner Chocolatier Läderach beenden. Auch hier lagen die Gründe nicht etwa im Geschäftlichen. Der Swiss missfiel die freie Meinungsäusserung ihres Lieferanten.

Konzerne als Gesinnungspolizei? Es geht noch viel weiter. Beide Firmen glänzten im wirtschaftspolitischen Zwielficht der Corona-Zeit. Die deutsch dominierte Swiss machte unverblümt die hohle Hand beim Schweizer Staat. Coop durfte mit bundesrätlichem Segen von der Krise profitieren: Während kleine und mittlere Händler schliessen mussten, konnte Coop deren Marktanteile einheimsen. Der Grossverteiler hielt es nicht einmal für nötig, sich an die Vorschriften des Bundesrates zu halten.

Das herrische Gehabe der Konzerne hat System. Sie stilisieren sich zur Gesinnungspolizei gegenüber ihren Lieferanten. Wenn sie in Schwierigkeiten geraten, treten sie mit Ansprüchen an den Staat heran. Und sie wollen dem Parlament ihre Agenda diktieren.

Als es darum ging, die Inhaberaktie zu verbieten und etwa 40000 kleine und mittlere Firmen in die Pfanne zu hauen, kämpften Konzerne und ihre Verbände an vorderster Front dafür. Derzeit ist das Parlament bereit, eine Revision des Aktienrechts zu beraten. Neue, zusätzliche Vorschriften würden über 114000 KMU betreffen. Wer setzt sich dafür ein? Konzerne und ihre Verbände.

Dass sich Konzerne so verhalten, ist mehr als unredlich und unklug – am Vorabend der Konzernverantwortungsinitiative. Die Stimmung in der Bevölkerung ist ähnlich wie vor der Annahme der Abzocker-Initiative.

Henrique Schneider

Der Autor ist Vizedirektor des Schweizerischen Gewerbeverbands.

Es ist durchaus möglich,  
zu viel zu besitzen: Mit einer Uhr  
weiss man, wie spät es ist –  
mit zweien ist man nie sicher.



# Ritter, Tod und Teufel

1973 schrieb ich in der *Weltwoche* eine landesweit beachtete Polemik gegen James Schwarzenbach. Das führte zum Bruch zwischen uns. Heute muss ich ihn vor seinen Kritikern in Schutz nehmen: Sein Charakterbild verschwindet hinter Klischees. Von Pirmin Meier

François Schwarzenbach will es im Gespräch mit der *NZZ* vom 5. Juni ungerne eingestehen: dass sein Onkel, der in St. Moritz 1994 einsam verstorbene hochintellektuelle Exzentriker James Schwarzenbach, aus Sicht der Familiengeschichte die Peinlichkeit schlechthin darstellt. Dies im Gegensatz zu dessen Cousine Annemarie, die als mit dem Auto weltreisende Früh-Emanze, begeisterte Moskaureisende und literarische Hoffnung nachträglich und postum das Glanzstück des Clans darstellt. Frau, Homosexuelle, Stalin-Sympathisantin und Freigeist wirken nun einmal attraktiver als Mann, Reaktionär, Franco-Verteidiger und Symbol für Fremdenfeindlichkeit.

Bekannt wurde James Schwarzenbach als Kopf der Überfremdungsinitiative von 1970, die vor allem italienische Gastarbeiter betraf. Als ich den beredsamen Schöngeist einige Jahre zuvor als Referenten vor eine Studentenrunde in die Benediktinerschule Sarnen einlud, wurde klar, welchen Italiener er nicht mochte: Papst Paul VI. Es ging damals, nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, der alten heiligen Messe an den Kragen. Dabei war Schwarzenbach auch um der Messe willen im Frontenjahr 1933 statt zu den Nazis oder zu den Kommunisten zur katholischen Kirche übergetreten. In seiner Schrift «Im Banne des Konzils» kritisierte er auch den Vorgänger-Papst Johannes XXII., weil dieser sich mit Wirkung auf das Konzil mit Nahum Goldmann vom Jüdischen Weltkongress getroffen hatte. Später sollte ich realisieren, dass dies ein Schweizer Anteil am «Weltkulturerbe» (Henryk M. Broder) des Antisemitismus war.

## Brillanter Weggefährte

Den familiär umstrittenen Übertritt zur katholischen Kirche vollzog Schwarzenbach unter Betreuung des Jesuiten Richard Gutzwiller, wie Schwarzenbach in enger Beziehung zum Historiker Oskar Vasella stehend, bei dem der 29-Jährige doktorierte. Im Anschluss daran publizierte Schwarzenbach die kulturpessimistische Studie «Eine Zeit zerbricht» (1942). In Freiburg präsidierte er die schöngeistige Literatenbewegung «Renaissance», unter anderem mit dem brilliantesten katholischen Schwulen der Schweiz, Kuno Raeber, als Weggefährten. Mit ihm gab er 1945 bei Schifferli (Dürrenmatts späterem Arche-Verlag) das Buch «Abendländische Haltung» heraus.

Als Student traf ich den vielbelesenen Intellektuellen und Verleger gelegentlich nach den



*Symbolfigur für den kämpferischen Einzelgänger:* Publizist Schwarzenbach in Bern, 1978.

Mittagsvorlesungen in dessen Büro am Rennweg 14 in der Heimatstadt Zürich. Thema waren oft russische, französische, spanische, portugiesische, englische Literatur, so Frankreichs Nobelpreisträger François Mauriac, über den Schwarzenbach ein Buch geschrieben hatte.

1972 veröffentlichte ich in Schwarzenbachs Zeitung *Der Republikaner* einen grossen Artikel. Es ging um ein heikles Grundsatzproblem. Wörtlich zitierte ich den bayerischen Sozial-

## Als ich den Schöngeist erstmals traf, wurde rasch klar, welchen Italiener er nicht mochte: Papst Paul VI.

philosophen Franz von Baader: «Es trugen zum Beispiel Volkstümler gar keine Bedenken, den selben Menschenhass, welcher in jedem einzelnen Menschen das Grundverbrechen ist, falls selber nur zum Nationalhass potenziert, als erste Nationaltugend anzurühmen.» Schwarzenbach unterschied indes schon 1966 (da war er noch nicht bei den Nationalen) einen «vertretbaren», zum Beispiel schweizerischen Patriotismus vom Nationalismus de Gaulles.

Nach dem Rückzug der ersten Überfremdungsinitiative aus den Reihen der einst linksfreisinnigen Demokraten sollten die stimm-

berechtigten Schweizer Männer 1970 endlich über das Jahrhundertthema abstimmen. Schon um die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als bereits viele Gastarbeiter ein soziales Problem darstellten, agitierte die Helvetische Gesellschaft in dieser Sache. Es war zudem ein Lieblingsthema des populären christlichsozialen Publizisten Johann Baptist Rusch (1886–1954), dessen *Republikaner* Schwarzenbach übernehmen konnte, obschon er ausser einer Liegenschaft in St. Moritz fast nichts geerbt hatte. Allerdings war er mit einer reichen Frau aus der Firma Bühler Uzwil verheiratet, in einer Ehe à la Fontane, mit dem Hund als noch erträglicher Drittperson.

1964 ging der *Republikaner* als Wochenzeitung vorübergehend ein. An der Qualität der Texte konnte es nicht gelegen haben: Mit Brillanz beherrschte Schwarzenbach als Publizist die Gattung des anschaulich geschriebenen bildungsbürgerlichen Leitartikels, einmal mit dem famosen Titel «Ritter, Tod und Teufel» – Symbolfigur für den kämpferischen Einzelgänger. Nicht gelungen ist Schwarzenbach jedoch die mehrfach versuchte Restauration des traditionellen Alpenromans.

Sein Vorsatz nach seinem relativen Wahlsieg von 1971 lautete: «Sieben mal sieben Republikaner» müssten in Bern bald den Ton angeben. Der Plan scheiterte auch an Schwarzenbachs obskuren Vorstellungen von Parteiführung, worüber ich mich 1973 in einer landesweit beachteten Fundamentalkritik unter anderem in der *Weltwoche* ausliess. Das führte zum Bruch zwischen uns.

Heute, fünfzig Jahre nach dem Achtungserfolg von Schwarzenbachs Initiative, verschwindet dessen Charakterbild hinter Klischees. Bei Wikipedia wider als «rechtsextremer Schweizer Publizist und Politiker» denunziert. Seine Zugehörigkeit zur Nationalen Front wird mit einer Fussnote belegt, in der bei Nachprüfung sein Name nirgends zu finden ist. Bei einer Schularbeit würde dies als *Bschiss* gelten. Von einer brauchbaren historischen Darstellung kann bis dato kaum die Rede sein. Schweizer Politiker tun gut daran, zu Lebzeiten nicht als historische Figur aufzutreten.

Pirmin Meier ist historiografischer Schriftsteller und ehemaliger Verfassungsrat des Kantons Aargau, zunächst für Schwarzenbachs Republikanische Bewegung, später für die CVP. Zuletzt veröffentlichte er mit dem Grünen-Politiker Josef Lang ein Buch über den Schweizer Kulturkampf im 19. Jahrhundert.



# Versuchungen der Macht

Von Eugen Sorg — Vielleicht ist heute die grösste Gefährdung der Freiheit – neben der Angst – deren Selbstverständlichkeit. Dies zeigt die Corona-Episode.

Die Corona-Krise ist am Ausklingen, die grosse Katastrophe ist nicht eingetreten. Die Zahl der Neuansteckungen ist überschaubar und minim, die Intensivstationen mit den Beatmungsgeräten stehen leer, die Soldaten sind zurück in der Kaserne. Medizinisch ist die Pandemie unter Kontrolle. Und doch zögert der Bundesrat, das drakonische Seuchenregime wieder ganz aufzuheben. Aus verantwortungsvoller Umsicht? Aus Gründen der Gesichtswahrung, um den Shutdown nicht als über-rissene und ruinöse Massnahme aussehen zu lassen? Oder eher aus Unlust, die immense Macht wieder abzugeben, die ihm die Erklärung des Notstandes gemäss nationalem Epidemien-gesetz verschafft hat?

Einiges spricht für Letzteres. Macht gehört neben Anerkennung und Sex zu den verführerischsten Suchtmitteln. Und noch nie in der Geschichte der Eidgenossenschaft verfügte eine traditionell biedere Landesregierung plötzlich über vergleichbare, gleichsam monarchische Befugnisse. Sie dekretierte die Schliessung sämtlicher Schulen, Restaurants, Theater und aller übrigen Betriebe wie Buchhandlungen, Kleidergeschäfte, Coiffeursalons, die für die «Grundversorgung nicht notwendig» seien. Sie schrieb auf den Meter genau vor, wie viel Abstand die Menschen beim Gang durch die gespenstisch leeren Städte voneinander halten mussten, und verbot Ansammlungen von mehr als fünf Leuten.

Mit einem napoleonischen Akt paralyisierte die Regierung das staatspolitische Herz der Schweiz: Föderalismus, Volksrechte, das einzigartige, in Jahrhunderten ausgeklügelte System der Machtbrechung und geordneten Anarchie.

Die Gefahr ist zwar gering, dass der autoritäre Virenstaat die Epidemie lange überleben wird. Die Verfassung schreibt vor, dass die Notverordnungen spätestens nach sechs Monaten, also diesen Frühherbst, den Volksvertretern unterbreitet und gesetzlich bewilligt werden müssen. Ungemütlich wirkt jedoch, mit welcher Leichtigkeit die grosse Entmündigung eingeführt wurde, mit welcher offensichtlichen Gefallen sie von einzelnen Regierungsexponenten durch-

exerziert und mit welcher stiller Verstocktheit an ihr festgehalten wird. Öfter raunten die Krisenregenten in den letzten Wochen bedeutungsschwer von einer «neuen Normalität» in der Post-Corona-Zeit. Es klingt wie eine Drohung.

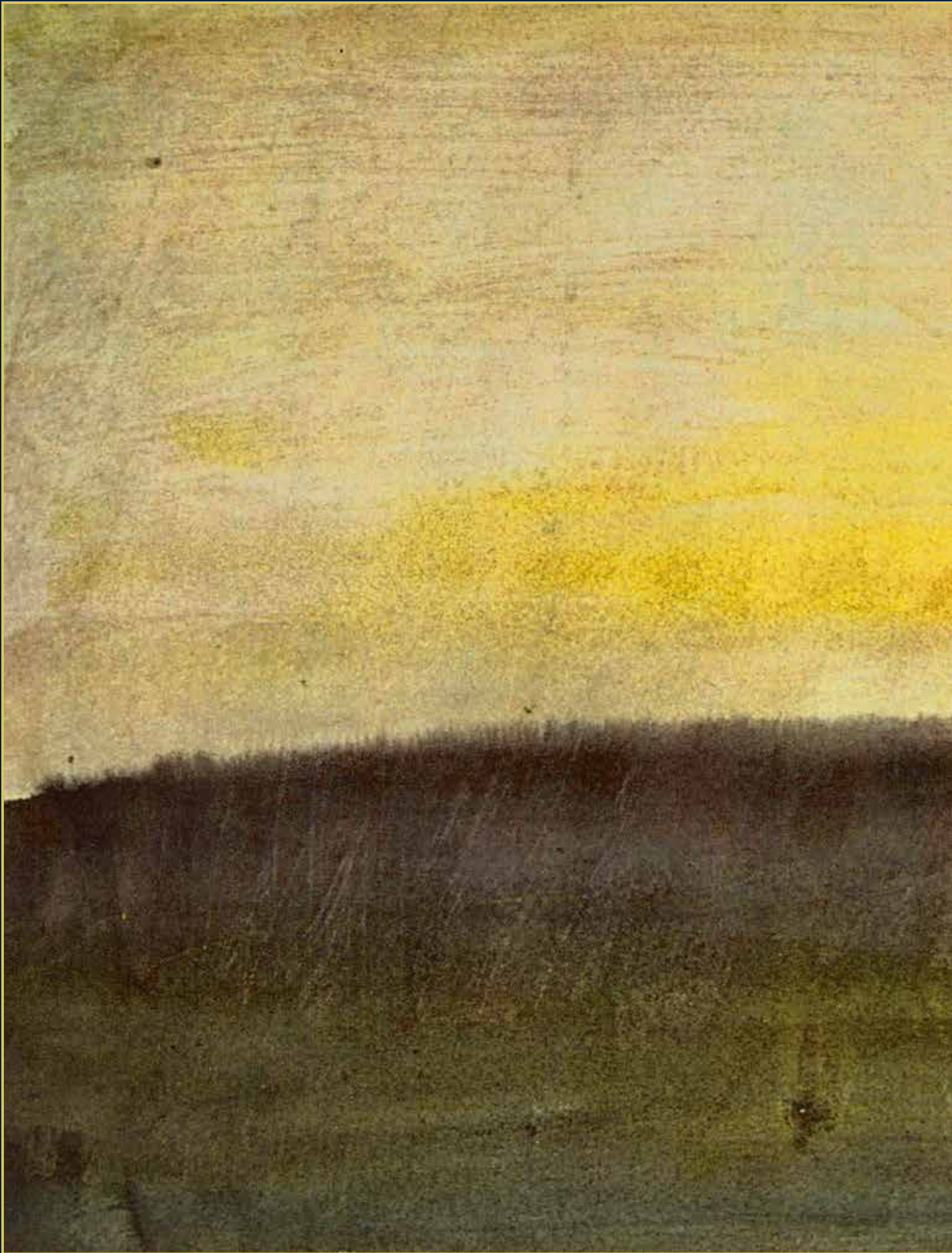
Wenig beruhigend wirkt auch die Reaktion der Bevölkerung. Weitgehend widerstandslos wurde die Aufhebung grundlegender demokratischer Rechte hingenommen und die staatlich verordnete gesellschaftliche, ökonomische und kulturelle Hungerdiät akzeptiert. Normalerweise braucht es für eine derartige Unterwerfung einen Militärputsch. In diesem Fall genügte die Angst, von einem anfänglich unbekanntem Virus angesteckt zu werden, eine archaische Angst, die, von regierungstreuen Medien mit immer neuen Schreckensmeldungen gefüttert, sich schnell zur Massenpanik aus-wuchs, bis die Leute schliesslich bereit waren, gehorsam einer starken Führung zu folgen. Die Freiheit hat viele Feinde, und Angst, dies eine alte Erfahrung, ist einer der mächtigsten.



Vor bald 500 Jahren verfasste Etienne de La Boétie eine Abhandlung mit dem Titel «Über die freiwillige Knechtschaft des Menschen». Die kleine, knapp fünfzigseitige Schrift des damals erst achtzehnjährigen Autors ist einer der erstaunlichsten und kühnsten Beiträge zur Emanzipation des Individuums aus obskurantistischen und erniedrigenden Verhältnissen. Geschult an der Literatur der Antike und der naturrechtlichen Philosophie seiner Zeit, gesegnet mit einer instinktiven Menschenkenntnis und mit einer mitreissenden Sprache, stellt sich der frühreife Boétie der Frage, wieso der Mensch überall und geduldig sich schinden, ausrauben, unterdrücken, entehren lässt, obwohl er ein «naturgegebenes Recht auf Freiheit» habe.

Als Antwort führt er verschiedene Gründe an: Gewalt, moralische Verderbnis, Täuschung, List und Gewohnheit. Das Kernproblem hingegen sieht er in einer stillen Komplizenschaft zwischen Macht und Unterdrückten. Direkt an Letztere gewandt, schreibt er: «Ihr aber leihet die Augen, die euch beobachten, die Ohren, die euch belauschen, die Hände, die euch schlagen, die Füsse, die euch und eure Städte in den Sand treten.» Um dieses Unglück zu beenden, brauche es nur den Entscheid dazu. «Seid entschlossen, [dem Tyrannen] nicht mehr zu dienen, und ihr seid frei! Ihr braucht ihn weder zu stossen noch zu stürzen, ihr braucht ihn nur nicht mehr zu halten und zu stützen, und er fällt in sich zusammen wie jener Koloss, der sich unter der Last des eigenen Gewichts begräbt, wenn man ihm sein tönernes Bein weghaut.»

In Boéties Essay leuchten die Leidenschaft der Jugend und der Geist der Renaissance. Das Individuum wird sich seiner Grösse, Gestaltungskraft und Autonomie bewusst. Es ist nicht Opfer seiner Verhältnisse, sondern Schöpfer derselben, und es ist grundsätzlich frei, diese zu ändern. Die Freiheit, dieses «herrlichste aller Güter», ohne das «alles verdirbt» und «alle Übel sich einstellen», ist allerdings kein Geschenk, sondern eine Aufgabe, ein historisches Projekt, das immer zu scheitern droht. Boéties Erkenntnisse gelten unvermindert. Die harte Tyrannei der absolutistischen Könige ist zwar durch die sanfte Tyrannei der demokratischen Mehrheiten abgelöst worden, aber die Versuchungen der Macht sind geblieben. Dies zeigt die Corona-Episode. Und vielleicht ist heute die grösste Gefährdung der Freiheit – neben der Angst – deren politische Selbstverständlichkeit. Was ohne Einsatz und Anstrengung zu haben ist, verliert seinen Wert und wird erst dann vermisst, wenn man es verloren hat.



*Nur noch Seelen*: «A Dawn or Sunset Sky above a Landscape» von William Turner, 1820–40.



## Himmlische Sphäre

Von Michael Bahnerth

Was wäre der Mensch ohne Himmel, wenn nicht eine in ewiger Dunkelheit gefangene Maus? Das Firmament erst gibt ihm die Möglichkeit, zu schweben über den Dingen, gelegentlich zu sein zwischen Himmel und Erde, losgelöst vom Diktat der Schwerkraft, vom Schlamm des Daseins.

Natürlich, der Himmel, dieser Baldachin der Träume, war schon mystischer, er scheint entzaubert, wissenschaftlich zerlegt und erklärt, aber doch ist er, hartnäckig fast, ein wenig geblieben, was er für Jahrtausende in der Vorstellung des Menschen war; ein Sehnsuchtsort. Ein Topos der Schmerzfreiheit, in dem Engelsflügel zärtlichen Wind um seine Seele wehen lassen, in dem er schwerelos ist, frei von Übel und Krankheit, in dem er sich in Wolken bettet.

Wenn er dann durch den Himmel schwebt, rauscht er vielleicht an Gott vorbei, an den zu Lebzeiten verlorenen Menschen, an all jenen insgesamt 72 Milliarden – so schätzt man – Gestorbenen. Möglicherweise trifft er auf William Turner, den 1851 verstorbenen Maler des Himmels, der vielleicht, trotz der allumfassenden Glückseligkeit dort, etwas depressiv ist, weil es unmöglich scheint, den Himmel zu malen, wenn man im Himmel ist.

Es gibt keine Körper mehr, nur noch Seelen; farblos wie jene Geschöpfe, die in den Tiefen der Ozeane schwimmen, sind sie. Sie sind nicht mehr weiss, nicht mehr schwarz. Was sie waren, spielt keine Rolle mehr. Es gibt keine Regierungen im Himmel, keine Polizei, kein Militär, keine moderne Sklaverei, keine Gewinner, keine Heteros, keine Homos, keine Idioten, keine Verlierer, keine Reichen, keine Armen, keine Starken, keine Schwachen. Wahrscheinlich gibt es auch keine Kinder im Himmel, weil sie sofort zu Engeln werden. Es gibt keine Männer mehr und keine Frauen. Nur noch Seelen.

Wahrscheinlich gibt es auch keinen Sex im Himmel, die Sage von den Jungfrauen, die man da und dort auf der Welt hört, hin oder her. Vermutlich finden andere Formen der Vereinigung statt, so sanft oder gewaltig, wie wenn zwei Wolken verschmelzen.

Keiner mehr muss Angst haben um sein Leben. Es gibt genug Luft für alle, keiner muss ersticken. Keiner muss Angst haben, dass er diskriminiert wird, dass ihm seine Würde genommen wird. Niemand muss protestieren gegen Ungerechtigkeit, weil es keine mehr gibt. Niemand muss sich verloren fühlen. Niemand sich betrinken, weil er ohnehin berauscht ist. Niemand hungern, weil er stets gesättigt ist. So stelle ich mir den Himmel vor, wenn ich unten auf der Erde bin, diesem gewalttätigen Paradies.



«Falsche Abfahrt»: Sozialwissenschaftler Koopmans.

## Religionen

# Wie der Islam zu retten wäre

**Der niederländische Forscher Ruud Koopmans hat ein kritisches und doch hoffnungsfrohes Buch über den Islam geschrieben. Wir haben ihn zu Fehlentwicklungen und Lichtblicken befragt. Von Wolfgang Koydl**

Auf den ersten Blick erscheinen Mauritius und die Malediven wie eineiige Zwillinge: zwei malerische Inselstaaten im Indischen Ozean, fast gleich gross, in etwa gleich lang unabhängig von ihren europäischen Kolonialherren und wirtschaftlich angewiesen auf den Tourismus.

Doch schon beim zweiten Blick sieht das Bild ganz anders aus: Derweil Mauritius vom ersten Tag seiner Selbständigkeit an eine blühende Demokratie war, wurde die Geschichte der Malediven geprägt von Diktatur, Putsch und Unterdrückung. Woran das liegen könnte? Nun, Mauritius wird mehrheitlich von Hindus bewohnt, die Malediven sind ein muslimischer Staat.

### Zielstrebig in eine Sackgasse

Ruud Koopmans ist sicher, dass der Islam der Grund für diese Unterschiede ist – und er belegt dies mit weiteren Ländervergleichen wie zwischen dem säkularen Indien und seinen zwei muslimischen Nachbarstaaten Pakistan und Bangladesch oder zwischen den von ihrer ökonomischen Ausgangslage her vergleichbaren Staaten Ägypten und Südkorea. Immer schneiden die Muslime schlechter ab.

Können es die Muslime einfach nicht? Das sei schon «sehr überspitzt» ausgedrückt, meint Koopmans. Dennoch lasse sich nicht übersehen, dass die zweitgrösste Religion der Welt geprägt ist von Hass, Gewalt, Rückständigkeit, Krieg, Armut und Diktatur. So liessen sich nur zwei von 47 mehrheitlich muslimischen Staaten als demokratisch bezeichnen – Senegal und Tunesien: «Keine andere Staatengruppe auf der Welt schneidet so schlecht ab.»

In seinem soeben erschienenen Buch «Das verfallene Haus des Islam» untersucht der an der Berliner Humboldt-Universität forschende niederländische Sozialwissenschaftler die Gründe für diese Fehlentwicklung einer an sich toleranten und friedfertigen Religion. Wegen der Massenmigration hat dies auch Auswirkungen auf Europa, da viele der Neuankömmlinge ihre traditionellen Werte und Vorstellungen mitbringen. «Der Islam hat im letzten Jahrhundert die falsche Abfahrt genommen und ist zielstrebig in eine Sackgasse gesteuert», sagt Koopmans denn auch im Gespräch mit der *Weltwoche*, das aus Corona-Gründen telefonisch stattfindet. «Seitdem dominiert eine fundamentalistische Auslegung dieser Religion, die von der Mehrheit der Muslime in der Welt unterschrieben wird.» Als entscheidendes Jahr für die «Umarmung des Fundamentalismus» definiert er 1979, das von drei Schlüsselereignissen geprägt war: der Besetzung der Grossen Moschee von Mekka durch radikale Islamisten, dem Sturz des Schah von Iran durch Ajatollah Chomeini und dem sowjetischen Einmarsch in Afghanistan. Sie alle stärkten die reaktionären Kräfte im Islam, die zwar schon immer vorhanden, aber nicht mehrheitsfähig waren.

Doch die Keimzelle für die Unterlegenheit war schon früher angelegt worden. «1400 Jahre seiner Geschichte hat sich der Islam dem Westen überlegen gefühlt», führt Koopmans aus. «Lange war es gerechtfertigt, dass der Islam auf den Westen herabschaute.» Doch seit mindestens 500 Jahren trifft dies nicht mehr zu, weil der Westen die islamische Welt in jeder Hinsicht – ökonomisch, technisch, gesellschaftlich, politisch, kulturell – überholt hat. «Aber den-

noch sind noch heute 95 Prozent aller Muslime der Überzeugung, dass ihre Religion allen anderen überlegen ist», sagt Koopmans.

Er hat drei wesentliche Punkte herausgearbeitet, die die heutzutage dominierende Auslegung des Islam von anderen Philosophien und Denkschulen unterscheiden: Der Islam hat sich nie vom Staat getrennt, er diskriminiert die Frauen, und er verachtet säkulares Wissen und Forschung. Doch mit diesen Grundlagen gibt es keinen Fortschritt, gibt es keinen Anschluss an die moderne Welt.

Punkt für Punkt widerlegt Koopmans die Ausreden, die Muslime immer wieder für ihre Rückständigkeit vorbringen: den Kolonialismus, die einseitige Abhängigkeit von einem Rohstoff oder andererseits gänzlich fehlende wirtschaftliche Grundlagen. Dabei ist es gleich, ob ein Land arm oder reich ist – sowohl einer der ärmsten Staaten der Welt, Somalia, als auch einer der reichsten, Katar, sind muslimisch. Demokratien sind sie beide nicht.

Viele westliche Intellektuelle wollten «nicht wahrhaben, dass Kultur und Religion politisch relevante Kategorien sind, die das Handeln und Denken vieler Menschen auf der Erde weitgehend bestimmen», schreibt Koopmans. Doch gerade der Islam zeige, dass dieses «Dogma des historischen Materialismus» falsch sei.

### «So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist»

So leiten muslimische Regierungen bis heute ihren Machtanspruch aus dem Koran und der Sunna, den Sprüchen des Propheten, ab. Die Pflicht des Gehorsams der Bürger erlischt, wenn die Regierung gegen göttliche Vorschriften handelt. Zwangsläufig ergibt sich daraus, dass sich die Herrschenden des Segens religiöser Autoritäten versichern wollen – die wiederum Einfluss auf den Staat haben.

Im Christentum hatte schon Jesus das Nebeneinander von Staat und Kirche vorgegeben: «So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist», verkündet er im Matthäusevangelium. Heute gibt es nur 39 Staaten ohne verfassungsmässige Trennung von Religion und Staat; 25 davon sind islamisch. Bei den

meisten anderen wie Grossbritannien oder Norwegen ist die Verknüpfung von säkularer und geistlicher Welt nur symbolisch.

Auch auf die wirtschaftliche Entwicklung hatte der Islam historisch einen nachteiligen Einfluss. Da muslimisches Recht nur natürliche Personen kennt, war es – anders als im Westen – nicht möglich, das Kapital mehrerer Personen in einem gemeinsamen Unternehmen zu bündeln. Die «Corporation» ging ebenso an der islamischen Welt vorbei wie die Revolutionen der Banken und der Börsen.

Besonders verderblich, so Koopmans, wirkt sich bis heute die Bildungsfeindlichkeit des fundamentalistischen Islam aus. So wurde erst 270 Jahre nach Gutenbergs Erfindung die erste Druckerpresse mit arabischen Lettern vom osmanischen Sultan zugelassen. Bis heute liegen islamische Länder beim Verlegen von Büchern Lichtjahre hinter allen anderen Kulturen zurück. Doch wer keinen Lesestoff bekommt, der kann oft auch nicht lesen. Die Folge: die weltweit höchsten Analphabetenraten. Dasselbe gilt für die Anzahl der erteilten Patente – überall bilden islamische Staaten das Schlusslicht. Als völlig unerklärlich bezeichnet Koopmans zudem den Umstand, dass die reichsten islamischen Länder einen noch geringeren Anteil ihres Nationaleinkommens für Forschung und Bildung ausgeben als ärmere.

Ungewohnt bissig wird der ruhige Wissenschaftler, wenn die Rede auf den kulturellen

Relativismus kommt, wenn also im Westen aus Sorge davor, Muslimen ja nicht auf die Füße zu treten, eigene Verfehlungen und Mängel gegen die Zustände im Islam aufgewogen werden. Das gelte vor allem für die Diskriminierung und Verfolgung von Frauen, Homosexuellen und religiösen Minderheiten durch den radikalen Islam.

### Vergleich mit der Reformation

Wenn daher westliche Frauen verharmlosend davon sprächen, dass es um ihre eigenen Rechte ja auch nicht besonders gut bestellt sei, so Koopmans, würden sie «das Leiden von Millionen Frauen und Mädchen [leugnen], die Wesen zweiter Klasse sind und nicht frei über die elementarsten Aspekte ihres Lebens» entscheiden könnten. Und wer sich «als Homosexueller in Berlin, Wien oder Bern mehr Sorgen um Islamophobie macht als um den täglichen Terror gegen Homosexuelle in weiten Teilen der islamischen Welt, ist weder fortschrittlich noch links, sondern hat die Massstäbe aus den Augen verloren», schreibt Koopmans weiter. Christen wiederum, «die aus Angst, Muslime zu stigmatisieren, die Augen vor der Verfolgung von Christen und anderen religiösen Minderheiten verschliessen, haben mit dem heuchlerischen Pharisäer mehr gemeinsam als mit der Botschaft des Evangeliums, sich ohne Unterschied für die Schwächsten einzusetzen».

Die erbittertsten Kämpfe freilich finden

unter den Muslimen selber statt. Koopmans erkennt darin eine Auseinandersetzung um die Deutungshoheit der Religion, nicht unähnlich dem Zeitalter der Reformation in Europa. «Diese Epoche wird ja bei uns positiv verklärt, dabei war es eine Periode der Kriege wie etwa des Dreissigjährigen Kriegs», erinnert der Wissenschaftler. Toleranz sei damals selten gewesen, und manche reformierten Gruppen wie etwa die Wiedertäufer in Münster hätten ein ähnliches religiöses Terrorregime errichtet wie die Taliban in Afghanistan.

Am Ende freilich ging aus diesen blutigen Verwerfungen unsere heutige, säkulare Welt hervor. Für die islamische Welt hat Koopmans ähnliche Hoffnungen: «Wenn die Leute merken, dass der Fundamentalismus nicht Frieden und Wohlstand garantiert, sondern Armut und Krieg, werden sie irgendwann zu dem Schluss kommen, dass es besser ist, die Religion aus der politischen Sphäre zu verbannen», meint er.

Und wann wird das so weit sein? «Das muss man sicherlich längerfristig betrachten. Ich hoffe, es noch erleben zu dürfen.»



**Ruud Koopmans:**  
Das verfallene Haus des Islam.  
C. H. Beck, 288 S., Fr. 34.90

# 12 Jahre

## Ihr Wohlbefinden liegt uns am Herzen



**Elite** <sup>+</sup>  
HANDGEFERTIGTE SCHLAFKULTUR

Schweizer Manufaktur  
Matratzen · Betten · Boxsprings  
Know-how & Kunsthandwerk

# Inzwischen wird Sepp Arnold sogar auf Kuba erkannt

Die Videos mit dem Urner Bauer Sepp Arnold, 76, sind im Internet ein Riesenerfolg. Auf allen Kanälen ist der älteste Influencer der Schweiz präsent: auf Tiktok, Instagram, Youtube. Er selber nutzt sein Handy nur zum Telefonieren. *Von Roman Zeller*

**E**in Social-Media-Star, der über sein Handy nicht erreichbar ist? Auch das gibt es. Seit einer halben Stunde warte ich vor der Dorfpost im urnerischen Bürglen auf den 76-jährigen Kult-Bauer Sepp Arnold. Immer wieder rufe ich ihn an, jedes Mal höre ich nur seine Combox. Es regnet in Strömen. Zum Glück meldet sich seine Medienberaterin und erklärt, wie wir zueinanderfinden. Er, Arnold, habe das Treffen nicht vergessen, einfach die Postautohaltestelle an der Hauptstrasse gemeint – wo er in seinem Auto hockt und seit dreissig Minuten den Scheibenwischern zuschaut, wie sie hin- und herschwingen.

Der Publikumsliebling aus der 13. Staffel «Bauer, ledig, sucht...», der sich mit «Sepp» vorstellt, fasst sich an die Stirn, als wir uns treffen und er das Malheur realisiert. Er lacht herzlich, so dass es seinen flauschigen Vollbart schüttelt. «Ich habe schon ein Handy», erklärt

«Die Batterie war leer, bevor ich aus dem Haus ging.»

der Mann, der auf Tiktok, Instagram und Youtube Millionen begeistert. «Die Batterie war leer, bevor ich aus dem Haus ging.» Und überhaupt, fährt Sepp fort, dass man die Post mit Google Maps – also «übers Internet» – finde, sei ihm nicht bewusst gewesen. Sein Gerät nutze er hundscommun zum Telefonieren. Ein SMS habe er noch nie geschrieben.

## Millionen finden's toll

Sepp startet den Motor und rollt die Bergstrasse hoch zum Restaurant «Kinzigpass», zu seiner Stammbeiz, wo er täglich einkehrt. In der Wirtschaft kennt und grüsst er die beiden einzigen Gäste, zu denen wir uns an den runden Tisch setzen. Hinter Sepp hängt ein Bild von ihm, auf dem er Claudia im Arm hält, seine Claudia, die er in der «Bauer, ledig, sucht...»-Kuppelshow kennen- und lieben lernte und mit der er seither zusammenwohnt.

Peter, ein Handwerker, der gegenüber sitzt, bemerkt lachend: «Sepp ist hier unser Promi», um neckisch anzufügen: «Der zweitberühmteste Bürgler, gleich nach Wilhelm Tell.» Das hat etwas, die Plätze eins und zwei könnten aber auch vertauscht sein. Klar, jedes Kind kennt den Mythos um den Urschweizer Armbrustschützen. Aber praktisch jeder Schweizer Teenie kennt eben auch die Clips mit Sepp, die seit Juni



«Gleich nach Wilhelm Tell»: Publikumsliebling Arnold aus Bürglen.

2018 in den Social Media kursieren. Über 300 000 Tiktok-Nutzer sahen, wie der kecke Bauer mit Hosenträgern in einem Mercedes AMG von einem Polizisten angehalten wird, schlagfertig den Rowdy mimt, um nebenbei gelassen an der Schischa zu ziehen, zeitgemäss cool halt.

## In Zürich auf der Pirsch

Sepp reiht sich ein in ein auffälliges Phänomen: dass Social-Media-Clips mit Älteren in der Haupt- oder Nebenrolle bei Jungen besonders gut ankommen. Bei Tiktok singen und tanzen Mütter auf den Profilen ihrer Töchter, sehen dabei aus, als wären sie deren Schwestern, und Millionen finden's toll; die Kurzclips von Vätern, die mit dem Hashtag «dadsoftiktok» versehen sind, erzielten schon über eine halbe Milliarde Klicks; und Ruth Rudd, eine 88-jährige Britin, bewegt sich vor der Kamera ihrer Enkelin zu den angesagten Songs auf

Tiktok und begeistert damit mehr als dreissig Millionen Zuschauer.

Wir swipen zwischen den Videos hin und her, vor uns zwei Kaffee Träsch und eine Schüssel *Salzstängeli*. Für den Bauern im Ruhestand ist klar, weshalb er einen solchen Hype auslöste: «Das ist wegen meines *Ürner* Dialekts und wegen meiner Originalität.» Bereits im Fernsehen war er äusserst beliebt. Trifft nun sein urchiges Gemüt auf die urbane Handy-Jugend – und das auf Tiktok, Instagram oder Youtube, wo sonst nur wippende, lippensynchron singende Teenies anzutreffen sind –, geht der Beitrag durch die Decke. Diese atypische Konstellation von Jung und Alt erkannte der 30-jährige Zeki Bulgurcu, ein Online-Star, der 2019 den Swiss Comedy Online Award gewann und mit Sepp zusammen Social-Media-Beiträge produzierte.

Sepp erinnert sich, Bulgurcu habe ihn nach der ausgestrahlten Sendung für eine Zusam-

menarbeit angefragt – und trinkt den letzten Schluck seines Kaffees. Die Ideen des Online-Comedian habe er nicht schlecht gefunden, lustig auf jeden Fall, obwohl er das Ganze nicht wirklich verstanden habe. Auch die Jugendsprache – «Amina koyim» statt «Gopferdeckel» – sei ihm fremd gewesen.

Teilweise hätten sie nachmittagelang gedreht, sagt der Bauer, der seinen Hof mit Geissen und Kühen nicht häufig verlässt. Mit Zeki sei er in Zürich auf der Pirsch gewesen, in einer Schischa-Bar für eine Szene, dann in

---

**Ob am Flughafen,  
ob in den grossen Städten,  
alle wollen ein Selfie mit ihm.**

---

Solothurn. Oft sei das Setting aber auch sein Bauernhof gewesen – den er 1973 übernahm, nachdem sein Vater und kurz darauf seine Mutter gestorben waren. Heute führt seine Tochter mit ihrem Lebenspartner den Betrieb.

### Teenies stehen Schlange

Mit den Videos wurde Sepp immer bekannter: «Ich wusste, das hat ein Haufen gesehen. Dass es Millionen sind, war mir aber nicht klar. Ich habe das irgendwann mal gehört und konnte es kaum glauben.» Seine vier Enkelkinder – das älteste ist zehn-, das jüngste zweijährig – sprechen von ihm als berühmtem Grosspapi. Dass er auf Social Media wohl der bekannteste 76-Jährige sei, «ist halt jetzt einfach so», wie er trocken, schalkhaft sagt. «Likes sind für mich positiv.» Ob er sie auf Tiktok, Instagram oder Youtube erhält, kümmert Sepp nicht.

Seit 2018 werde er permanent angesprochen, junge Mädchen und Burschen stünden Schlange, egal, wo er hinkomme. Ob am Flughafen, ob in den grossen Städten, alle wollten ein Selfie mit ihm, was er nicht ungern über sich ergehen lasse. Besonders erstaunt ihn, dass er sogar im Ausland erkannt wird: in Portugal, wo er kürzlich war, und auf Kuba. «Auch eine Frau aus Kanada wollte mit mir ein Foto machen.»

Was als Spass begann, führte zu Werbeaufträgen. Sepp wurde Influencer, was er wie folgt bestätigt: «Ah ja, das Werbe-Ding.» Er lächelt hinter dem Bart. Über die Arbeit freue er sich enorm, auch wenn er nicht genau wisse, wie das im Internet funktionieren soll – muss er auch nicht. Er sei glücklich und zufrieden mit seinem Leben, wie es ist, sagt er, als wir uns vor der Post verabschieden. Dort leert Sepp zwei Mal pro Woche sein Postfach. Einen Computer mit Internet hat er nicht.

*Golf ist ein Sport, der  
unnötigerweise das Leben  
einiger unserer unnütze-  
sten  
Bürger verlängert.*



## Einspruch

# Gute Ideen bleiben

Ist in der Küche wirklich vor allem das Immer-Neue gefragt, wie Andreas Honegger meint? Natürlich nicht. Von David Schnapp



*Unverkennbare Handschrift:* Spitzenkoch Andreas Caminada.

Mein hochgeschätzter Kollege Andreas Honegger behauptet in der letzten *Weltwoche*-Ausgabe, die Gruppe der Spitzenrestaurants in der Schweiz sei eine Einöde, beschleunigt durch die Eröffnung von «Filialen». Ausserdem schreibt Honegger, die bekannten Restaurant-Guides «Gault Millau» und «Guide Michelin» würden vor allem Experimente und Innovation belohnen.

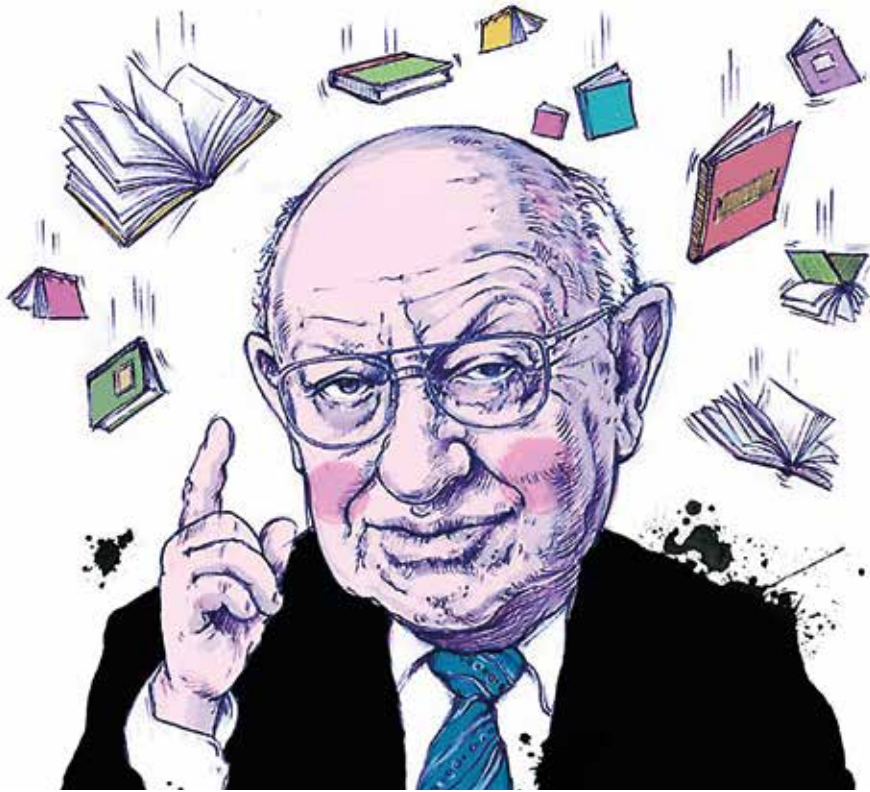
Das Gegenteil ist wahr, und Honegger geht von einem grundlegenden Irrtum aus. Das Handwerk des Kochens ist nicht statisch, es lässt sich nicht binär in «alt» und «neu» unterteilen. Gute Köche haben auch ein Gespür für Zeit, Ort und Umwelt, und gute Restaurantkritik oder -bewertung erkennt das.

Wer etwas genauer hinsieht, stellt fest, dass die kochtechnische Basis in den besten Restaurants der Schweiz zwar auf der französischen Küche beruht. Sie ist also nicht gesucht neu oder innovativ. Franck Giovannini in Crissier, Peter Knogl in Basel und selbst Andreas Caminada in Fürstenua haben aber gleichzeitig einen sehr persönlichen Ausdruck auf ihren Tellern gefunden. Was sie auszeichnet und was die Restaurantführer bewerten, ist nicht möglichst viel Innovation, sondern höchste Qualität – bei welchem Kochstil auch immer. Und eine unverkennbare Handschrift: Bei den fünfzig besten Restaurants der Schweiz gibt es eine erfreuliche Vielfalt des individuellen Ausdrucks höchst unterschiedlicher Köchinnen und Köche.

Das Immer-Neue werde gefeiert, schreibt Andreas Honegger und beklagt die Kurzlebigkeit dieser Entwicklung. Am Beispiel der Molekularküche von Ferran Adrià will der Autor zeigen, wie vermeintliche Innovationen schneller wieder verschwinden, als man einen Olivenöl-Schleckstängel essen kann. Natürlich bleibt nicht jede neue Idee, aber gerade Adrià beispielsweise hat die Spitzenküche nachhaltig verändert. Viele Techniken wie das Vakuumieren und Garen bei konstant tiefen Temperaturen, der Einsatz von Hydrokolloiden zum Binden von Flüssigkeiten in verschiedenen Aggregatzuständen oder das Pacossieren von gefrorenen Massen – übrigens eine Schweizer Erfindung – sind aus dem Küchenalltag nicht mehr wegzudenken.

Und überhaupt, warum soll sich die Küche, wie jedes andere (Kunst-)Handwerk auch, nicht stetig weiterentwickeln und Neues ausprobieren – von dem manches gelingt, anderes nicht? Bewertet wird am Ende nicht die Tatsache, dass eine Idee neu ist, sondern, ob sie gut ist. Gerade innovative Köche wie der Spanier Ferran Adrià, der Däne René Redzepi oder der Schweizer Drei-Sterne-Koch in New York, Daniel Humm, haben mit ihren Ideen die Spitzenküche für immer verändert: Sie ist demokratischer geworden und letztlich vielfältiger.

David Schnapp ist Mitglied der Redaktion von «Gault Millau» Schweiz.



*Schlechte Werke schienen ihn persönlich zu beleidigen: Literaturpapst Reich-Ranicki.*

## Legenden

# Die Literatur rettete sein Leben

Nächtelang unterhielt Marcel Reich-Ranicki die Polen, die ihn vor den Nazis im Keller versteckt hatten, mit Geschichten. Nach dem Krieg avancierte er zum einflussreichsten Kritiker.

Von Pia Reinacher

**H**err Karasek, sagen Sie, wer ich bin!» So forderte Marcel Reich-Ranicki den damaligen *Spiegel*-Kulturchef Hellmuth Karasek – wie er selber Gründungsmitglied des «Literarischen Quartetts» – anlässlich der ersten Sendung vom 25. März 1988 auf, ihn dem geneigten Publikum vorzustellen. Dieser kam dem Wunsch umgehend nach: MRR übe offenbar einen der merkwürdigsten Berufe aus, er gelte als Literaturpapst, und ins Fach von Päpsten gehörten nun mal Segen und Verdammung. Wobei beides in dieselbe Familie falle. Wer war MRR? Sicher einer der erfolgreichsten Kritiker der deutschen Nachkriegszeit. Aber auch eine der wildesten und widersprüchlichsten, vergnüglichsten und polemischsten, boshaftesten und geistreichsten Persönlichkeiten. Wo er Bücher lobte, schnellten die Verkaufszahlen am nächsten Tag in schwindelerregende Höhen, wo er verriss, waren Bücher nicht selten so gut wie erledigt.

Das hatte wohl auch zu tun mit MRRs Wille zur Macht, sicher jedoch mit der rhetorischen Schärfe, mit der Fähigkeit, eine Sache sprachmächtig und präzise zu benennen, mit einem gigantischen Wissen, vor allem aber: mit der nie ermüdenden Begeisterung für die Sache selbst, die Literatur. Der Kritiker, der vorher dreizehn Jahre als ständiger Mitarbeiter der *Zeit* und fünfzehn Jahre als Leiter der Literaturredaktion der

FAZ für Printmedien geschrieben hatte, entwickelte im «Literarischen Quartett» des ZDF über Nacht ein Talent für den medialen Auftritt. Seine furiosen Selbstinszenierungen waren legendär. Schlechte Werke schienen ihn persönlich zu beleidigen; er fand Bücher «miserabel», «langweilig», «ärgerlich», «dumm». Um seine drastischen Worte zu unterstützen, ruderte er wild mit den Armen, klatschte in die Hände, es riss ihn vom Sessel hoch. Laut entrüstet konnte er verkünden, es sei eine Zumutung, überhaupt solche Romane lesen zu müssen.

### Lob und Verriss

Das Amüsante an ihm war, dass er auch vor den Giganten wie Martin Walser oder Günter Grass keinen übertriebenen Respekt verspürte. Von Martin Walser sagte er einmal, dieser Autor könne viel, doch erzählen könne er «ums Verrecken» nicht, worum es denn bei ihm gehe? «Ich habe gefickt, ich werde gefickt, die Welt ist eine Fickerei» – das könne nun wirklich jeder schreiben. Günter Grass' Grossroman «Ein weites Feld» taxierte er als wertlos, nicht wirklich plastisch erzählt, es sei keine einzige Figur erträglich: «Was heisst <erträglich>, es ist keine Figur da!», sekundierte Karasek auf der Stelle dienstbeflissen, kurz und gut, ein komplett unlesbares Buch. Der Nebeneffekt bestand diesmal darin,

dass sich der Roman nach acht Wochen bereits in der fünften Auflage verkaufte.

So wurde Marcel Reich-Ranicki geliebt und gehasst. Von den Schriftstellern. Den Verlagen. Dem Publikum. Wie wetterwendisch die Zuneigung der Schriftsteller war, davon wusste er ein Lied zu singen. Lobte er sie, liebten sie ihn; tadelte er sie, verachteten sie ihn; kritisierte er ihre Kollegen, liebten sie ihn auf der Stelle wieder. Nicht besser war das Publikum. Der emotionale Auftritt war damals für unterkühlte deutsche Verhältnisse verblüffend. Der Unterhaltungswert des Streitgesprächs für Literaturfreunde – als das deklarierte MRR das «Literarische Quartett» von Anfang an – war unüberbietbar. Es bot elementare Reize; einen hohen Unterhaltungs- und Erkenntniswert, aber – ebenso wichtig – auch eine Plattform zur gefahrlosen Projektion der eigenen jublierenden Schadenfreude.

Dem Fernsehen bescherte MRR maximale Einschaltquoten (900 000 Zuschauer pro Sendung), den besprochenen Büchern einen riesigen Bekanntheitsgrad, den Verlagen imposante Verkaufszahlen. Keine der gegenwärtigen Literatursendungen erreicht annähernd diese Wirkung. Verleger sprechen davon, dass Kritiken in Printmedien oder Literaturgespräche im TV den Verkauf der Bücher kaum mehr beeinflussen. Ob MRR nun lobhudelte oder verriss, der Literatur verschaffte er eine unglaubliche Popularität. Nach einer Umfrage im Jahr 2010 kannten bis 98 Prozent der Deutschen seinen Namen. Viele Werke verdanken der Sendung den Durchbruch, etwa der Roman «Blitzzeit» des Schweizer Autors Peter Stamm, Ruth Klügers Autobiografie «Weiter leben», Javier Marias Roman «Mein Herz so weiss» oder Judith Hermanns Erzählungen «Sommerhaus, später».

Zum spektakulären Streit, der das Ende einläutete, kam es nach einem Showdown mit der österreichischen Kritikerin Sigrid Löffler. Sie ereiferte sich über die sexistische Sprache von «Gefährliche Geliebte» des Japaners Haruki Murakami. Karasek und Reich-Ranicki lobten den Roman, Liebe sei nichts Anstössiges, sondern gehöre zur Weltliteratur, wobei MRR Löffler wütend ein Problem mit erotischen Inhalten vorwarf. Löffler verliess daraufhin das «Quartett». Was folgte, war nur noch trauriger Abgesang. MRR war so unklug, eine intelligente Kontrahentin mit glitzerndem Esprit, enormem Sachverstand und dem nötigen Kampfgeist zu vertreiben – er schadete sich damit selbst.

Einige Erklärungen, wie und warum Marcel Reich-Ranicki dieses Charakterprofil entwickelte, lässt jetzt die zum 100. Geburtstag des Kritikers erschienene Biografie des Literaturwissenschaftlers und Nachlassverwalters Thomas Anz erahnen. Reich-Ranicki war von Anfang an der Aussenseiter, als der er sich zeitlebens fühlte. Er hat daraus das Allerbeste gemacht. Geboren 1920 in Polen als drittes Kind polnischer Juden, verbrachte er einen grossen Teil der Kindheit und Jugend in Deutschland. Die Ambivalenz



war schon in der Beziehung zu den Eltern angelegt. Der Vater, ein erfolgloser Unternehmer, war bemitleidenswert schwach. Als seine Fabrik bankrottging und er die Familie nicht mehr ernähren konnte, verachtete ihn der Sohn dafür und schämte sich für die Mutter, die darunter litt. Umso glühender liebte er sie, eine Deutsche, von der er die Obsession für die Literatur lernte, genau wie den Hass auf den scheiternden Vater. Aussenseiter war er auch in Berlin, wohin er zu reichen Verwandten zur Schulausbildung geschickt wurde und wo er die Matura machte. Später schrieb er bitter, in welcher Schule er auch gewesen sei, für welche Institution er auch gearbeitet habe, ganz dazu habe er nie gepasst. Als Jude und Pole in Berlin ist er anders gekleidet, er kannte die Spiele seiner Mitschüler nicht, als Jude wurde er geduldet, wenn auch noch nicht aktiv diskriminiert. Sein Wissen verdankt er auch dieser Situation. Innerhalb von sechs Jahren las er alle Dramen Schillers, die meisten von Shakespeare, fast alles von Kleist und Büchner, die Novellen von Keller und Storm, Romane von Tolstoi, Dostojewski, Balzac, Stendhal, Flaubert, Maupassant und Oscar Wilde.

1938 wurde er von den Nationalsozialisten nach Warschau deportiert. Polnisch konnte er nun nicht mehr, er musste es erst wieder lernen. Als die deutschen Truppen im Sommer 1939 Polen überfielen, verwandelte sich Warschau in ein Trümmerfeld. Zwischen Juli und September 1942 wurde der überwiegende Teil der War-

schaer Juden ermordet. Man brachte sie in Viehwaggons in die Gaskammern Treblinkas. Auch Reich-Ranickis Eltern trieb man zum Umschlagplatz. MRR schrieb dazu in seiner Autobiografie («Mein Leben», 1999): «Mein Vater blickte ratlos, meine Mutter erstaunlich ruhig. Sie war sorgfältig gekleidet. Ich wusste, dass ich sie zum letzten Mal sah. Und so sehe ich sie immer noch: meinen hilflosen Vater und meine Mutter in dem schönen Trenchcoat. Als sich die Gruppe, in der sie standen, dem Mann mit der Reitpeitsche näherte, war er offensichtlich ungeduldig geworden: Er trieb die Leute an, doch schnell nach links zu gehen. Er wollte von seiner schmucken Peitsche Gebrauch machen, aber es war nicht mehr nötig: Mein Vater und meine Mutter – ich konnte es von weitem sehen – begannen in ihrer Angst vor dem strammen Deutschen zu laufen, so schnell sie konnten.»

Wer so etwas erlebt, wird unauslöschlich geprägt. MRR ging nicht unter – was nicht weiter verwundert hätte. Er katapultierte sich, auch mit Hilfe der Literatur, in eine andere Welt. Im Januar 1943 stand auch er mit seiner Frau Teofila Reich in der Kolonne beim Umschlagplatz. Es gelang ihnen zu fliehen. Ein Pole namens Bolek, ein Setzer und Alkoholiker, versteckte ihn im Keller. Teofila musste ihm helfen, Zigaretten zu drehen. Reich-Ranicki musste Geschichten erzählen, stundenlang, wochenlang, monatelang. Er erzählte in der kümmerlichen Küche alles, was er aus der Weltliteratur kannte: auf simple

Spannung reduzierte Kurzfassungen von Romanen, Dramen, Opern und Filmen. Je besser es Bolek gefiel, desto mehr wurden sie mit einem Stück Brot oder einer Mohrrübe belohnt.

### Einzigartige Karriere als Kritiker

1958 kehrte MRR mit seiner Frau nach Deutschland zurück und wurde von der *Zeit* als Literaturkritiker engagiert. Dass MRR zu einem der einflussreichsten Kritiker avancierte, ist vielen Faktoren zu verdanken: seinem Temperament, seinem Schicksal, seinem Überlebensdrang, seiner unglaublichen Schaffenskraft, seinem Talent, sich aus dem Stand heraus immer wieder neu zu erfinden und auf jedem neuen Feld das Beste herauszuholen. Er war aber auch fähig, die Rolle des passiven Opfers durch jene des aggressiven Angreifers zu vertauschen.

Figuren wie MRR sind heute nicht mehr denkbar. Nicht nur, weil die Zeit der Päpste und Literaturredakteur vorüber ist und die Kritik durch eine allgemeine, politisch korrekte «Vermittlung» ersetzt wurde. Auch nicht, weil die Medien die Literaturkritik marginalisiert und durch die Königsdisziplinen Politik, Wirtschaft und Sport abgelöst haben. Nicht ausschliesslich, weil die Literatur als Welterklärungsmodell ausgedient hat und durch digitale Abbildungen der Lebenswirklichkeit ersetzt wurde. Aber sicher aus der Addition aller dieser Gründe.

Thomas Anz: Marcel Reich-Ranicki.  
Insel. 259 S., Fr. 19.90

# Jetzt können Sie reich an Genuss werden.



**VINUM Probeabo**  
Testen Sie drei Ausgaben VINUM und sichern Sie sich als Dankeschön eine Prämie!

Lernen Sie Wein von einer neuen Seite kennen.

[www.vinum.eu/media](http://www.vinum.eu/media)



Fast verliebt

## Love Bus

Von Claudia Schumacher

**S**teht man im Leben an einer Haltestelle, bis der Richtige kommt? Und kann der Bus ohne einen abfahren? Zwei Frauen in meinem Umfeld haben darauf maximal unterschiedliche Antworten gefunden.

Die eine, nennen wir sie Doris, bekam schon Mitte zwanzig Torschlusspanik. Sie ist Ärztin und verknallte sich in einen hübschen Kollegen im Krankenhaus, der sie nach ein paar heißen Nächten kalt abservierte. In der Folge kam es zum ändern: Die schöne Doris wollte nie wieder verlassen werden, und sie wollte schnell heiraten und Kinder bekommen. Also angelte sie sich einen anderen Arzt: nett, aber nicht attraktiv; vernünftig, aber nicht geistreich. Der Lebertran unter Doris' Männern: Schmeckt nicht, aber sie dachte lange, er würde ihr wohl bekommen. Die beiden haben heute ein Haus, Kinder und zu wenig Sex. Die Fassade ihrer gutbürgerlichen Familie gefällt Doris zwar. Aber man kann diese Frau nur mit Samthandschuhen anfassen, denn wegen nichts und wieder nichts geht sie allzeit an die Decke. Im Bemühen, ihr Leben zu ertragen, erschöpft sie sich täglich.

Irgendwie ist Doris zu früh in den Bus gesprungen. Und vielleicht auch noch in den falschen.

Die andere Frau, nennen wir sie Anna, kenne ich ebenfalls seit der Kindheit. Wenn ich sie heute mit ihrem Anfang dreissig sehe, frage ich mich nicht, wo die alte Anna hin ist. Sie ist voll da: Braun gebrannt, schlingt sie ihre Pasta runter und schenkt sich Wein nach. Dann lacht sie, und ich lache mit. Anna vibriert vor Leben. Und sie hat gerade den Sommer ihres Lebens. Mit ihrem «Love Bus», wie wir Annas grosses Auto im Freundeskreis nennen, fährt sie in ihrer Freizeit ständig in die Berge zum Campen, oft nimmt sie ihr Mountainbike mit. Dort in der Natur trifft die Lehrerin auch ihre Tinder-Typen. Wenn ihr einer gefällt, hat es hinten im Bus Platz für ein wenig Liebe. Anna ist der Richtige noch nicht begegnet, aber sie genießt ihr Leben in vollen Zügen. Macht sich jemand Sorgen, dass Anna den Bus verpasst? O. k., vielleicht ihre Eltern – aber sonst eher niemand. Anna fährt ihren eigenen «Love Bus». Irgendwann wird sie anhalten, und der Richtige springt rein.



Wandelnde Dreistigkeit: Enfant terrible Cantona in «Dérappages».

Knorrs Kultur

## Warum läuft der Kerl Amok?

In der französischen Serie «Dérappages» spielt der Ex-Fussballer Eric Cantona ein Chamäleon von unglaublicher Durchtriebenheit mit hoher Faszinationskraft. Ein Star ist geboren. Von Wolfram Knorr

**E**r ist eine Zumutung. Ein Knurrhahn, Recke, Rüpel. Unter buschigen Augenbrauen tief liegende Augen mit Loderflammenblick; zwischen Stacheldraht-Bart ein feuerndes Mundwerk. Ein Stier, der in jede Gruppe – ob Familie, Freunde, Kollegen – hineinstiebt und Verwüstungen hinterlässt. Nein, er ist kein Dirty Harry, kein Joker, kein Horror-Clown und schon gar kein Hannibal Lecter. Er heisst Alain Delambre, ist Mitte fünfzig, war Personalreferent in einem Mittelstandsbetrieb, seit sechs Jahren ohne feste Arbeit, verheiratet und Vater zweier erwachsener Töchter, Lucie ist Anwältin und Mathilde mit einem Bankangestellten verheiratet und schwanger. Den Schwiegersohn hält er für einen «Arsch», auf die Töchter ist er stolz, und seine Frau Nicole liebt er. Ohne sie, gesteht er, wäre das Leben sinnlos. Aber vom Zivilisationsdruck der Industriegesellschaft in die Enge, in Schulden getrieben, sucht er mit gestautem Dampf ein Ventil. In seiner maroden Eigentumswohnung will er nicht als Arbeitsloser verkümmern.

Die Chance bietet sich, als das Luftfahrt-Unternehmen Exxya einen willigen Gehilfen bei einer fiktiven Geiselnahme der Firmen-Manager sucht. Vorstands-Boss Alexander Dorfmann, ein aalglatter Zyniker, muss ein Werk mit 1250 Angestellten schliessen und braucht einen Hartgesottene(n), der die Entlassungen durchzieht. Wer bei der fingierten Geiselnahme

nicht durchdreht, bietet auch Gefeuerten die Stirn. Alain Delambre versaut den Plan und macht aus der Schein-Geiselnahme eine echte, liest den Teflon-Typen nicht nur die Leviten, sondern nötigt den Laden, Millionen auf Off-Shore-Konten zu transferieren. Klappt auch, aber Delambre landet im Knast, und auf einmal scheint eine andere Story zu beginnen – nach einem Sozial-und-Heist-Drama ein Zuchthaus-Reisser. Doch es ist nur eine Häutung von Delambre, der noch weitere folgen – und den Zuschauer deshalb nicht vom Haken lassen. Auf Klassifikationen, «Einfriedungen», auf Genres konditioniert, wird er regelrecht einem Wechselbad ausgesetzt, weil nichts mehr zu stimmen scheint, auch das Verhalten von Alain Delambre nicht. Warum läuft er Amok mit einer Familie im Hintergrund, die zu ihm hält, ihn stützt? Warum bittet er bis zur tiefen Verzweiflung seine Tochter Lucie, ihn beim drohenden Prozess zu verteidigen, obwohl sie keinerlei Erfahrung darin hat? «Sie wollen das Gleiche wie ich», sagt Dorfmann mal zu ihm, «Sie sind nicht anders.»

«Dérappages» heisst die französische Mini-Serie (Arte-Mediathek und Netflix) von Pierre Lemaitre, nach seinem Roman «Cadres noirs» (2013 schon mal verfilmt), die der französisch-libanesischer Regisseur Ziad Doueiri («L'insulte») mit knallhartem Realismus in Szene setzte. Autor Lemaitre liess sich vom realen Fall eines Managers der France Télévisions Publicité inspi-

rieren, der tatsächlich ein ähnliches Rollenspiel durchführte und vor Gericht landete. Das Bemerkenswerte an «Dérápages» ist nicht nur die Wandlung vom Sozialdrama zum Gerichts-Thriller und zu einer Familien-Tragödie, sondern die Figur Alain Delambre. Der Kerl ist eine wandelnde Dreistigkeit, dem man auf den Leim geht, weil er sich der Choreografie der Gesellschaft verweigert, indem er ihr Folge leistet. Wie eine Rüpel-Version von Diderots «Rameaus Neffe» verstellt er sich, denn das gesellschaftliche Leben gründet, was er bestens beherrscht, auf dem Prinzip der Unaufrichtigkeit. Neu ist das natürlich nicht, aber Delambres gleisnerische Performance wird von einem Tausendsassa verkörpert, der selbst beste Chamäleon-Qualitäten hat: Eric Cantona, und der ist eine Wucht, ein grosser Mime.

Lange war er eine Zelebrität auf dem grünen Rasen, von der holden Kunst weit entfernt. Mit Olympique Marseille gewann er zweimal die französische Meisterschaft, mit Leeds United die englische und mit Manchester United die Premier League – in den 1990er Jahren. Gefördert von Michel Platini, galt er schon früher aufgrund seines Stils als *Enfant terrible* – mit dem Kung-Fu-Tritt gegen einen Zuschauer –, auch jenseits der Kicker-Welt. Fussballer mögen durch (mässigen) Gesang auffallen, mit Mimen-Kunst dagegen nicht. Eric Cantona aber sehr wohl, zunächst mit Nebenrollen wie etwa als französischer Gesandter im Historien-Drama «Elizabeth» (1998), in Ken Loachs Komödie «Looking for Eric» (2009), in der er sich selber spielte, oder im dänischen Spätwestern «The Salvation» (2014) als Korse. Mit seiner ersten Hauptrolle als Alain Delambre in «Dérápages» beeindruckt er wie früher auf dem grünen Rasen. In der Rolle als Delambre, hat er gesagt, erkenne er sich. Die Mixtur aus Jähzorn, Draufgängertum, Sturheit, Berechnung, das Lavieren mit der Aufrichtigkeit, seine ständigen Beteue-



Zuchthaus-Reisser: «Dérápages».

runge, Frau und Töchter zu lieben, um mit dieser seiner Aufrichtigkeit zum Wohle seines Erfolgs zu spielen, das hat man so in der Charakter-Artistik noch nicht gesehen. Schillernd wie eine Disco-Kugel, blendet er alle, auch wenn die Partnerinnen Suzanne Clément als Gattin Nicole, Alice de Lencquesaing als Lucie und Louise Coldefy als Mathilde ein Ereignis sind und ihm Paroli bieten. Gerade das macht es

schwer, ihn sympathisch zu finden – aber allein, man kommt von ihm nicht los.

### Im Kino

**Richard Jewell** — Um ein *Enfant terrible* ganz anderer Art geht es in Clint Eastwoods jüngstem Film, dessen Start leider genau in die Zeit des Shutdowns, der Kinoschliessungen, fiel. Da Filmvorführungen also nicht möglich waren und Eastwood zudem vor zwei Wochen neunzig Jahre alt geworden ist, möchte ich noch einmal auf die bizarre Story, die auf einem wahren Vorfall beruht, aufmerksam machen: Richard Jewell (Paul Walter Hauser), ein Experte für Ordnung und Sicherheit, in Wahrheit eine aufgeblasene Lachnummer, verhin-



Aussenseiter: Richard Jewell (Paul Walter Hauser).

derte 1996 während der Olympischen Spiele in Atlanta eine Katastrophe. Er fand einen verdächtigen Rucksack, alarmierte sofort die Polizei und half tatkräftig mit, den Park, in dem er den Rucksack gefunden hatte, zu evakuieren. Darauf von den Medien als Held gefeiert, geriet Jewell, ein täppischer Dickwanst, auf einmal ins Visier des FBI. Dessen Verdacht: Der Wicht, der noch bei seiner Mama (Kathy Bates) lebte, habe die Bombe selbst gelegt, um sich wichtig zu machen. Die Ermittler fanden Indizien dafür. Richard, von den Medien nun als Teufel gebrandmarkt, wird Opfer einer wahren Hexenjagd. Erst ein Freund und Anwalt (Sam Rockwell), der sich der Sache annimmt, bietet Schutz vor der Hysterie.

Eastwoods Abneigung gilt seit je den Funktionären der Eliten, die Aussenseiter nicht akzeptieren. In zahlreichen Filmen (wie «Sully», 2016), die alle mehr oder weniger auf wahren Begebenheiten beruhen, hat er sich zu dieser Haltung bekannt. Die *New York Times* bemerkte auch bei «Richard Jewell», er sei «pro Trump». Mag sein. Für mich ist allerdings entscheidend, wie er in seinem hohen Alter noch immer mit bewundernswert schnörkelloser Effizienz und gradliniger Entspanntheit zu erzählen weiss und aus Paul Walter Hauser, der bisher nur tumbe Randfiguren spielte, einen Charakter herausmodelliert hat. Eine Herangehensweise, die ausschliesslich der Story und den Figuren dient. Es sind die funktionalen Tugenden eines Altmeisters – wie zu hören ist, denkt der Neunzigjährige nicht im Traum daran, mit dem Filmen aufzuhören.



## Unten durch Pure Fantasie

Von Linus Reichlin

In Deutschland herrscht nach wie vor Maskenzwang in Supermärkten und öffentlichen Verkehrsmitteln, und das führt dazu, dass die Frauen aus dem öffentlichen Leben praktisch verschwunden sind. Früher war ich in Supermärkten oder in der S-Bahn immer ein wenig erotisiert allein durch das Vorhandensein der vielen hübschen Gesichter mit ihren schmalen Nasen und roten Lippen. Doch diese Reize sind nun hinter zur Maske umgebauten Kaffeefiltern verschwunden oder hinter dreilagigen Blümchenstoffen, die oft von Vorhängen stammen, die man von den verstorbenen Eltern geerbt hat. Es lohnt sich gar nicht mehr, eine schöne Frau zu bemerken, denn wenn man hinschaut, ist es, als würde von ihr nur die Stirnpartie hinter einer Backsteinmauer hervorschauen. Die Augen fallen seltsamerweise überhaupt nicht ins Gewicht. Man denkt, wenn man im Supermarkt eine Bellezza mit OP-Maske sieht, nicht: «Oh, hat die schöne Augen!» Sondern man denkt: «Jetzt noch die gesalzene Butter kaufen, und dann nichts wie weg von hier!» Ich habe seit Wochen im Grunde keine Frau mehr gesehen, ausser meiner Freundin Susi, die im Bett die Maske kokett auf eine ihrer Brüste legt. Susi sagt, ihr gehe es umgekehrt auch so: Die Männer seien, im erotischen Sinn, verschwunden. Sie seien nur noch auf so neutrale Weise da wie Bäume oder Rinder auf der Weide. Seit Wochen sei ihr kein attraktiver Mann mehr aufgefallen. Nun gut, das stört mich eigentlich weniger: Es wird dazu führen, dass sie meine Attraktivität umso mehr schätzt, so wie für einen Verhungerten eine verschimmelte Brotrinde wie Kaviar schmeckt.

Für Susi kann die Situation meinetwegen ruhig noch zehn Jahre so bleiben. Aber ich selbst möchte schon gelegentlich gern wieder einmal eine Frau sehen, und sei es nur, um mir vorzustellen, wie ich mit ihr ein geheimes Wochenende in einem Landhotel verbringe, in dem die Betten querverstrebt sind, damit man unten im Speisesaal nicht hört, wenn ein Paar oben im Fürstenzimmer zur Sache kommt. Mein Liebesleben besteht zu 99 Prozent aus purer Fantasie, doch woran soll die sich entzünden, wenn die Frauen hinter Virenschutztüchern verschwin-

» Fortsetzung auf Seite 52

den? Dabei ist gar nicht die Verhüllung das Schlimmste. Eine durchsichtige, seidene Maske zum Beispiel könnte sehr aufreizend sein. Nein, das Schlimmste ist, dass die Frauen im Augenblick grundsätzlich nicht wollen. Und ich will auch nicht. Wenn sich mir in der S-Bahn eine schöne Fremde nähern würde, um mich spontan zu küssen, würde ich einen Schritt zurücktreten. Das ist die traurige Wahrheit. Deswegen sind wir füreinander gegenseitig verschwunden: weil wir nicht mehr an Liebe, sondern an Ansteckung denken. «Aber wir beide doch nicht», sagte Susi gestern Abend und schlang ihre Arme um mich. Susi ist das eine Prozent meines Liebeslebens, das aus Fleisch und Blut besteht. Aber ein Leben ohne erotische Ausbruchsfantasien ist wie ungezuckerter Griessbrei. «Das ist ein sehr gutes Beispiel», sagte mein Freund Bruno. «Ungezuckerter Griessbrei – so fühle ich mich», sagte er, «und daran ändert auch die Aufhebung der Corona-Bestimmungen nichts. Der Zucker ist aus meinem Leben raus, vielleicht für immer.»

«Im Herbst», sagte ich, «ist dann vielleicht sogar auch der Griessbrei wieder weg, falls eine zweite Welle kommt.» «Aber in Filmen», sagte Bruno, «gibt es noch Frauen.» Er schwärmte von «The Rum Diary» mit Christi Dembrowski. Wie sie in dieser schäbigen Diskothek in Puerto Rico mit dem schönen Afrikaner tanzt! Man muss die Augen zukneifen, so sehr sprühen die Funken! Sixpack und rückenfreies rotes Kleid! So war das früher, als Männer und Frauen es noch wollten, jederzeit und ohne dreissig Sekunden langes Händewaschen. «Aber man kann das Rad nicht zurückdrehen», sagte Bruno, «ich glaube, wenn die Dembrowski nicht vorher einen Schnelltest machen würde, käme ich nicht in Stimmung.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Weinfelder Weinwunder

Von Peter Rüedi

Michael Broger, Winzer oberhalb Boltshausen bei Ottoberg, mit Johannes Meier von Bachtobel, Michael Burkhart und Martin Wolfer einer der Promotoren des Weinfelder Weinwunders, ist mit seinem Betrieb eine Art Gesamtkunstwerk im Kleinstformat; am, wie er selber sagt, «unteren Limit für einen wirtschaftlichen Betrieb». Kaum mehr als ein Einmann-Unternehmen, alles Handarbeit, im Rebberg (knapp drei Hektar) und im Keller, dazu Skudde-Heideschafe als «Rasenmäher» auf den Grünflächen zwischen den Rebzeilen und Wollschweine, die er selber zu Merguez und Saucissons au choux verarbeitet. Grüner als grün alles in dieser Thurgauer Riegelhaus-Idylle, allein: Michael Broger ist kein Ideologe, der seinen Weinbau als angewandte Weltanschauung versteht. Er folgt biodynamischen Grundsätzen, aber nicht sklavisch nach anthroposophischem Buchstaben, sondern vielmehr «dem gesunden Menschenverstand» folgend. Nach Jahren beim legendären Hans Ulrich Kesselring auf dem benachbarten Schlossgut «Bachtobel» hatte er sich

2002 selbständig gemacht, und das ist er bis heute geblieben: unabhängig, ein freier Radikaler, der auch die Zertifizierung seines biologischen Weinbaus respektive die damit verbundenen rigiden Auflagen nicht vermisst; mit dem Effekt, dass auf seinen Etiketten statt «biodynamisch» «broger-dynamisch» steht (nicht die Folge eines Egotrips, sondern einer Intervention von Demeter Schweiz, dem Wächter der Biodynamie). Broger weiss keineswegs alles besser. Aber er weiss, was er will: «flexibel bleiben» und mit behutsamen Mitteln sich seiner Vision von Wein annähern: «nicht den besten, sondern den ehrlichsten Wein keltern». Dazu gehört, dass dieser lustvolle Bio-Avantgardist bei seinem broger-dynamischen Blauburgunder seit 2013 ganz auf den Zusatz von Schwefel verzichtet, der bei der Weinbereitung sonst die Normalität ist.

Broger schafft das Kunststück, dass seine anspruchsvollen Pinots nicht nur überwältigend frisch, finessenreich und «authentisch» sind, Ausdruck einer «Broger-Identität». Sie zeigen auch nach zehn und mehr Jahren keine Altersgebresten, wie unlängst eine Vertikale bis zurück zum 2007er bewies (*Schweizerische Weinzeitung*, April 2020). Der 2018 Blauburgunder Ottoberg ist mit seiner federnden rotfruchtigen Frische (Johannisbeeren, Weichseln), kernigen Würze und geradezu athletischen Elastizität einem doch sehr warmen Jahr abgelistet (Broger: «eigentlich fast extremer als seinerzeit 2003, nur wussten wir jetzt damit umzugehen»). Ab Hof ist er ausverkauft, sein Nachfolger von 2019, nach Broger «etwas schlanker, mit mehr stützender Säure und weniger Alkohol», ist ab September erhältlich.

Blauburgunder Ottoberg broger-dynamisch 2018. 13 %. Le Mat de Cognac, Genf. Fr. 43.10. (lematdecognac.ch)

Ottoberg broger-dynamisch 2019. Broger Weinbau, Ottoberg. Fr. 33.–. (broger-weinbau.ch)



## Die Bibel

# Der Bösewicht drüben

Von Peter Ruch

Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, den Balken im eigenen Auge aber nimmst du nicht wahr? (Lukas 6, 41) – Seit vier Jahren ist Donald Trump der harten Kritik durch die Weltpresse ausgesetzt. Als Bibeldoktrin habe ich ihn nicht zu beurteilen,

möchte Ihnen jedoch einen Gedankengang vorschlagen: Nehmen wir an, Trump ist so schlimm wie weitgehend dargestellt. Was ergibt sich daraus? Als Erstes ergibt sich die Frage, wie es in der bestbewährten Demokratie so weit kommen konnte. Ein Trump fällt nicht wie ein Meteorit vom Himmel ins Weisse Haus, sondern das Ganze hat eine Vorgeschichte. Sie begann damit, dass der Kongress in den letzten Jahrzehnten stetig Macht an die Exekutive abgab. Viele Abgeordnete und Senatoren gestalten nicht aktiv, sondern geniessen ihren Status als Prominente. Die schleichende Selbstentmachtung des Kongresses hat massgeblich den Boden für einen Präsidenten wie Trump – und für noch autokratischere, die folgen könnten – bereitet. Die Parteien ihrerseits haben die Nomination der Präsidentschaftsanwärter an die Vorwahlen abgetreten. Solche gibt's seit 1912, und über Jahrzehnte waren sie nicht bindend. Durch die Vorwahlen kann ein Kandidat eine Partei ka-

pern. Auch Bernie Sanders wäre das mit den Demokraten beinahe gelungen. Die Medien ihrerseits sind zu wenig wachsam. Fox News plappert dem Präsidenten alles nach.

Und bei uns? In der Corona-Krise ist das Parlament abgetaucht. Beschlüsse des Souveräns wurden schon vorher übergangen. Radio und Fernsehen SRF repetieren wie Papageien die Botschaften des Bundesrates. In Deutschland wurden seit zehn Jahren einschneidende Entscheidungen ohne Parlament gefällt. In Frankreich war das Parlament noch nie eine relevante Grösse. In Italien ist die Legislative eine Abzockerkaste. In Österreich hat Sebastian Kurz die ÖVP gekapert. Er macht seine Sache gut, aber die Konstellation birgt Gefahren. Die Kritik an Trump mag berechtigt sein. Klüger wäre es, das eigene Haus zu betrachten und für Freiheit und Frieden fit zu machen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

## Lust am Leben

Der Mercedes-AMG C63S ist ein Exot: Acht Zylinder, Heckantrieb und Stoffverdeck sind Faktoren der Freude. *Von David Schnapp*

Samstags bei schönem Wetter in Zürich oder ein paar Tage später mitten in der Woche auf der Lenzerheide: Wer sich jetzt hinausbegibt, stellt nach den bleiernen Wochen des sogenannten Lockdown eine konzentrierte Freude am Alltag fest. Gutgelaunte Leute sitzen in Cafés und Restaurants oder kreuzen sich zu Fuss oder mit übermotorisierten Elektro-Mountainbikes auf Wanderwegen, wo an guten Wochenenden so viel los ist wie zu Stosszeiten auf der Autobahn A1. In die allgemeine fröhliche Aufbruchstimmung passte mein letzter Testwagen perfekt: Der Mercedes-AMG C 63 S Cabriolet, wie er mit vollem Namen etwas gar staksig bezeichnet wird, ist keine automobiler Variante reiner Vernunft, sondern vielmehr Ausdruck der puren Lust am Leben. Im globalen Fuhrpark ist der kompakte Viersitzer ein ziemlicher Exot: V8-Turbomotor mit Heckantrieb und Stoffverdeck ist keine noch sehr häufig anzutreffende Kombination mehr.

Im Gegenteil: Bei der direkten Konkurrenz haben die kompakten Schnellen wie BMW M4 oder Audi RS5 längst 6-Zylinder-Motoren mit mächtigen Turboladern erhalten. Gerüchtehalber soll auch der nächste C 63 zwei Zylinder weniger haben. Auch deshalb freute ich mich jedes Mal von neuem, wenn ich in der Garage den Startknopf des AMG-Renners drücken konnte und das V8-Aggregat mit einem laut röhrenden, mächtig blubbernden und vielversprechend grollenden Akkord unbändiger Kraft loslegte.

Mit einer kleinen Taste am Lenkrad lassen sich die Klappen in der Auspuffanlage des C 63 S

übrigens schliessen, dann tritt augenblicklich eine vornehme akustische Zurückhaltung ein. Denn dies ist bei allem immer noch ein Mercedes, der einem den Gurt nach dem Einsteigen ein Stück entgegenbringt oder der auf der Autobahn dank modernen Assistenzsystemen ohne grosses Zutun des Fahrers unterwegs sein kann.

Ebenfalls am Lenkrad, an dem die Konstrukteure ziemlich viele Funktionen mit unterschiedlichsten Bedienmechanismen angebracht haben, gibt es einen Drehregler, mit dem sich das schnelle Cabriolet mit ein, zwei Klicks nahtlos von «kultivierter Gleiter» auf «rasender Kurvenjäger» umschalten lässt. Das «AMG Ride Control»-Fahrwerk mit adaptiver Verstelldämpfung und elektronisch gesteuertem Sperrdifferenzial an der Hinterachse ist auf abwechslungsreichen Bergstrassen – zum Beispiel hinauf auf die Lenzerheide – ein Garant für ausufernden Frohsinn beim Fahren.

Ohne dass man je den Eindruck erhält, das Auto würde seinem Fahrer nach dem Leben trachten, lässt es je nach Einstellung etwas mehr Spiel am Heck zu. Auf der Stufe «Race» ist es dann ratsam, beide Hände am Lenkrad zu behalten und die volle Aufmerksamkeit dem Geschehen auf der Strasse zuzuwenden. Denn nun erwacht der C 63 S so richtig zum Leben.

### Mercedes-AMG C 63 S

**Motor/Antrieb:** V8-Biturbomotor, Hinterradantrieb, 9-Gang-Automatik; **Leistung:** 510 PS / 375 kW; Hubraum: 3982 ccm; max. Drehmoment: 650 Nm bei 1750–4500 U/min; Verbrauch (WLTP): 11,8 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 280 km/h; Preis: Fr. 123 100.–, Testwagen: Fr. 150 138.–

Jazz

## Büchel querweltein

Von Peter Rüedi

Seit ein paar Jahrzehnten gibt's in der Schweiz den Trend zu einer «neuen Volksmusik». Nach Jahrzehnten der Fixierung auf afroamerikanische Vorbilder suchten Improvisatoren so etwas wie eigene, europäische roots. Allen voran der Trompeter Hans Kennel entdeckte im Nachhall einer inzwischen legendären Dokumentation des Musikethnologen Hugo Zemp («Jüüzli – Jodel du Muotatal») den Klang der Naturhörner, des Alphorns und dessen kurzer Variante, des Büchels, wie er seit Jahrhunderten in der authentischen Volksmusik des Schwyzer Bergtals tradiert wurde. Diese neuentdeckte Volksmusik jenseits der offiziellen Jodelfest-Folklore wurde für immer mehr Jazz-affine junge Musiker eine Inspirationsquelle im Sinne eines neuen, nicht reaktionären Traditionsbewusstseins. (Kennel: «Tradition ist nicht das Halten der Asche, sondern das Weitergeben der Flamme.»)

Einer der fulminantesten Promotoren der neuen Alphornkunst ist der Basler Balthasar Streiff, der mit Projekten wie dem Duo Stimmhorn, dem Quartett Hornroh und anderen eine eigene, auch musiktheatralische Renaissance der Naturhorn-Tradition befeuerte. Jetzt legt er mit dem Trompeter und Musikwissenschaftler Yannick Wey eine «BüchelBox» vor, eine zeitlich wie geografisch weit ausgreifende Anthologie des kurzen Naturhorns: 47 kurze und kürzeste überkommene, gelegentlich selbst erfundene Büchel-Duos, Stücke von einheimischen Musikern (Alois Bucher, Franz Gwerder), traditionelle «Büchel-Gsätzli», Rufe, Hirtensignale, Kuhreihen, Duette aus Österreich, Thüringen, Ungarn, Gefundenes aus dem 18. Jahrhundert (von einem Bartolomeo Bismantova z. B.) et cetera – eine Schatztruhe von gefundenen Notaten (das ist der Sonderfall bei dieser vornehmlich oral tradierten Musik; wobei Wey gerade zur «Transkription wortloser Gesänge» wissenschaftlich publiziert hat). Ein in seiner konzentrierten Kargheit faszinierendes Vergnügen. Brillant, oft fast zu perfekt intonierte Büchel-Stenogramme. Zu vielen der kurzen Stücke hat Streiff schöne zweite Stimmen erfunden. Kein Jazz, gewiss. Aber Musik, für deren untemperierte Skalen Jazzfans ein besonderes Ohr haben dürften.



Balthasar Streiff / Yannick Wey:  
BüchelBox. Zytglogge 4369



*Zeichen für das Gute und Schöne: Seelsorger Bianca.*

## Leben heute

# Nun gehet hin und trennet euch

**Der Küsnachter Pfarrer und Kirchenrat Andrea Marco Bianca möchte, dass die Kirche nicht nur den Beginn, sondern auch das Ende einer Ehe begleitet. Scheidungsrituale bewirken eine positive Veränderung und vertiefen die persönliche Glaubenserfahrung. Von Christoph Mörgeli**

Während die Menschen ihre Hochzeit in freudiger Stimmung mit vielen Freunden und Verwandten feiern, bewältigen sie das schmerzhafteste Ereignis einer Scheidung meistens ganz oder fast allein. Hat die Kirche zur Heirat ihren Segen gegeben, zeigt sie sich gegenüber Trennungen und Scheidungen ablehnend, kühl, bestenfalls gleichgültig. Diese Tatsache beschäftigt den reformierten Theologen Andrea Bianca angesichts des hohen Prozentsatzes gescheiterter Ehen schon seit dreissig Jahren. In seiner fast tausendseitigen Dissertation hat er weltweit religiöse und säkulare Scheidungsrituale studiert und Kriterien für die Praxis erarbeitet.

Bianca ist überzeugt: «Scheidungsrituale bewirken eine positive emotionale Veränderung bei den Scheidenden und vertiefen die persönliche Glaubenserfahrung.» Gleichgültig, ob sich dieser Akt in eher feierlicher,

besinnlicher, trauriger oder hoffnungsvoller Stimmung abspielt: Es geht um das bewusste Bewältigen, das einen Neuanfang möglich machen soll. Bianca möchte ein kirchliches Scheidungsritual als wichtige Ergänzung zum juristischen Scheidungsritual in der Gesellschaft verankern.

### Amerikanische Pioniere

Dass es überhaupt Scheidungsrituale gibt, erfuhr Andrea Bianca während seines einjährigen Studienaufenthalts im kalifornischen Berkeley. 1986 veröffentlichte die reformierte United Church of Christ (UCC) eine erste offizielle kirchliche Liturgie für Scheidungsgottesdienste. In den neunziger Jahren reifte in Bianca der Entschluss, das Phänomen wissenschaftlich zu vertiefen oder gar eine Praxis für die Schweizer Landeskirche zu entwickeln. 1991 trat er – in ei-

ner reformierten Familie mit freikirchlichen Einflüssen aufgewachsen – nach Abschluss seines Theologiestudiums in Zürich eine Assistentenstelle am Institut für praktische Theologie an der Universität Bern an. Dort begann er seine Doktorarbeit, die sich zwanzig Jahre lang hinzog. 1996 wurde Bianca nämlich als Gemeindepfarrer nach Küsnacht berufen, seit 2007 amtiert er als Kirchenrat in der Exekutive der evangelisch-reformierten Zürcher Landeskirche.

Der bislang rein professionelle Bezug zum Thema vertiefte sich für den zweifachen Familienvater, als seine eigene Ehe 2009 geschieden wurde. Mittlerweile wirkt Bianca seit 25 Jahren als Pfarrer in der Goldküstengemeinde Küsnacht. Es wird ihm dort eine grosse Fähigkeit bescheinigt, in Seelsorge und Predigt auch kirchenferne Menschen anzusprechen. Zu seinem theologischen Standpunkt meint Bianca: «Mei-

ner Kindheit verdanke ich einen persönlichen Glaubensbezug, meiner Jugend die Liberalität. Theologisch heisst das für mich, dass verschiedene Zugänge und Formen des Glaubens möglich sein müssen. Gleichzeitig stehe ich ein für die Klarheit im Kern.» Liberal ist zweifellos Biancas Überzeugung zur Institution Ehe: «Ein Jawort, das im Glauben an Gott und die ewige Liebe gegeben wurde, soll – wenn eine Ehe in der Realität wirklich tot ist – auch so wieder aufgelöst werden können.» Fundamentalistische oder orthodoxe protestantische Theologen würden diese Aussage wohl kaum unterschreiben, von der römisch-katholischen Kirche mit ihrer Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe ganz zu schweigen.

Drei Studienurlaube ermöglichten dem vielbeschäftigten Theologen den Abschluss seines Werkes. Zuletzt zog er sich dafür 2013 nach Italien zurück, nachdem er 2011 ganz knapp die Wahl zum Zürcher Kirchenratspräsidenten verpasst hatte. Dabei erfüllte Bianca

## Es geht um das bewusste Bewältigen, das einen Neuanfang möglich machen soll.

eigentlich sämtliche Voraussetzungen, galt er doch als führungsstark, gut strukturiert, organisatorisch versiert und gleichzeitig als vermittelnde, kontaktfreudige Persönlichkeit. Auch brachte er durch seine Weiterbildungen das notwendige theologisch-intellektuelle Rüstzeug mit und gehörte der liberalen Fraktion an, die turnusgemäss das Oberhaupt der reformierten Zürcher Kirche stellen durfte. Doch Bianca scheiterte mit wenigen Stimmen gegen den Kandidaten des kirchlich «positiven» Synodalvereins – hauptsächlich wohl infolge einer unschönen Kampagne wegen seiner neuen Beziehung zur damals unabhängig von ihm in Scheidung begriffenen Theologin Katharina Hoby.

Andrea Bianca forschte für seine Dissertation mit unermüdlichem Engagement und beleuchtete das Problem der Beendigung einer Ehe sowohl aus dem Blickwinkel von gegenwärtigen Ritualverständnissen und psychologischen Scheidungstheorien als auch von theologischen Positionen. Zentral ist ihm der Begriff der Verwandlung. Es geht Bianca um die Verarbeitung und Integration der Scheidung als eine unverhoffte, ungeplante Entwicklung auf dem Lebensweg, es geht um Trauer, Schuld und Vergebung. Ein Scheidungsritual sollte nach der Überzeugung von Bianca eine ähnliche Wirkung und Kraft entfalten wie die damals gefeierte Trauung. Er geht davon aus, dass sich nur Menschen auf ein Scheidungsritual einlassen, die sich auch emotional und spirituell mit ihrer Ehe auseinandersetzen – was letztlich für die Bedeutung einer kirchlichen Eheschliessung spricht. Vom

begleitenden Seelsorger muss Akzeptanz und Empathie für die Scheidenden erwartet werden, was voraussetzt, dass dieser bei einem Scheidungsritual nicht gegen seine Überzeugung handeln muss.

### Trauer, Schuld, Vergebung

Bianca hat über 300 konkrete historische wie aktuelle Beispiele von Scheidungsritualen aus aller Welt zusammengetragen und macht seine Erkenntnisse für die rituelle Praxis fruchtbar. Neben religiösen Varianten finden sich auch Rituale aus dem therapeutischen, mediatorischen und säkularen Umfeld. Das zeigt, dass eine rituelle Verarbeitung der Scheidung kein rein kirchliches, sondern ein gesellschaftliches Phänomen darstellt. Ein Scheidungsritual braucht zudem nicht zwingend beide Partner einzubeziehen. Es kann auch einzelnen Scheidenden helfen. Und selbst im Fall der Zerstrittenheit ist laut Bianca durch ein massgeschneidertes Scheidungsritual befreiende Verwandlung möglich – das Schlechte kann vergeben und das Gute verdankt werden.

Eine zentrale Rolle nehmen bei Scheidungen die Kinder ein, denen in ritueller Form vermittelt werden soll, dass die Elternliebe trotz Auflösung des Eheversprechens unverändert andauert. Es gehe, meint Bianca, um einen Rollenwechsel vom Ehepaar zum Elternpaar mit der Botschaft an die Kinder: «Du bist nicht schuld, du musst keine Angst haben, und wir sind beide für dich da.» Rituale senden zudem starke Signale an den Familien- und Freundeskreis aus, der sich sonst aus Unsicherheit oder Loyalitätskonflikten womöglich abwenden würde: «Mit der Teilnahme an einem Scheidungsritual können sie zur Überzeugung kommen, dass die früheren Partner mit der neuen Situation heilsam umgehen und respektvoll zurechtkommen werden.»

Andrea Bianca gilt durch seine Doktorarbeit und seine umfassenden Literaturkenntnisse weit über die Landesgrenzen hinaus als gesuchter Experte für Scheidungsrituale. So hat ihn kürzlich die Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Wien zur Abschluss-sitzung des Hauptseminars «Scheidungsrituale» eingeladen. Unter Leitung des Dozenten Bernhard Lauxmann wurde dieses Thema mit fortgeschrittenen Studenten vertieft, obwohl es für die Kirchenführung der bloss 300 000 Protestanten in Österreich als «hochgradig kontrovers» gilt und «bisher kaum nachgefragt» war. Die *Weltwoche* durfte Pfarrer

Bianca begleiten und an dieser Abschluss-sitzung teilnehmen.

### Gastexperte der Universität Wien

Eindrücklich war das Engagement der künftigen Theologinnen und Theologen, die sich während eines ganzen Samstags konzentriert der Frage kirchlicher Scheidungsrituale widmeten. Eine erste Gruppe stellte das Projekt einer Wochenendveranstaltung, «Evangelische Einkehrtage für Getrennte & Geschiedene», vor. Verschiedene Workshops und ein Gottesdienst sollen sich mit Klage, Schuld, Vergebung und Loslassen befassen, um «neue Wege» zu ermöglichen. Der Schweizer Gast wurde zwischendurch immer wieder befragt und brachte seine Meinung und seine Kenntnisse eloquent und überzeugend ein. Pfarrer Bianca fühlte sich im studentischen Milieu sichtlich im Element und hätte sich – wie er später bekannte – durchaus auch eine akademische Laufbahn vorstellen können.

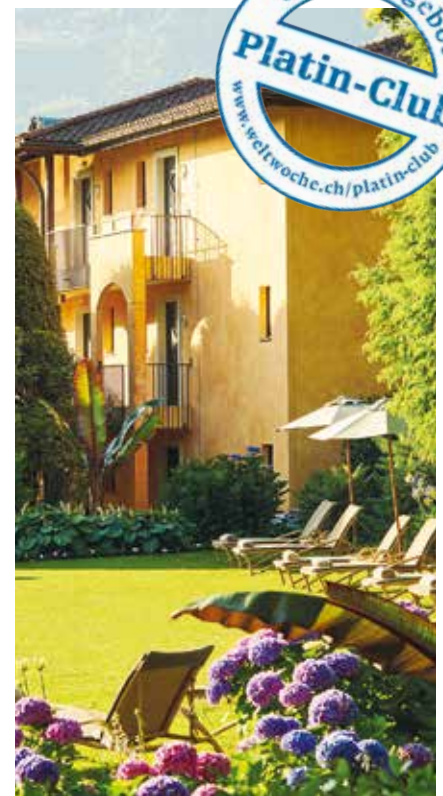
Die zweite Gruppe präsentierte die Ergebnisse ihrer Arbeit als «Ritualvorschlag zur Begleitung einer Trennung». Sie zog ein Trennungsritual einem Scheidungsritual vor, weil sich immer weniger Paare das Eheversprechen geben. Auch entschied sich die Gruppe für eine Andacht statt eines Gottesdienstes, um den privaten Rahmen zu wahren. Diese wäre in einem Seelsorgegespräch auszuarbeiten und sollte durch eine Symbolhandlung geprägt sein. Dazu tragen die Scheidenden, allenfalls auch Verwandte und Freunde, nach einem Lied und einem Klagepsalm unter Musikbegleitung Steine unter einen Baum – Symbol für Sorgen und Schmerzen der Vergangenheit. Andrea Bianca zeigte an diesem Beispiel auf, wie wichtig eine passgenaue Symbolwahl ist. Er empfand Steine problematisch, denn sie blieben für immer liegen und betonten damit das Negative. «Wie wäre es mit Laub am Baum, das abfällt als Sinnbild für den Wandel?», fragte er die Runde. Zu ergänzen wären dann die Früchte des Baums – als Zeichen für das Gute und Schöne im vergangenen Eheleben.

Im Zentrum einer kurzen Predigt soll die Veränderung als Schritt zu einer Neuordnung des Lebens stehen: «Gott hat uns die Gabe gegeben, aus Getrenntem Neues zu schaffen.» Vor einem gemeinsamen Mahl, der Fürbitte und dem Segen haben die Wiener Studenten eine gegenseitige Salbung der Getrennten vorgesehen: «Ich salbe Dich mit diesem Öl zum Zeichen der Liebe Gottes. Sie sei Balsam für Deine Seele und lindere Deinen Schmerz.»

Eine Salbung? Der Zürcher Gastexperte Andrea Bianca ist überrascht. Beim Studium fast aller weltweiten Scheidungsrituale seien Salbungen eher selten gewesen, und mit dieser Formulierung sei gar keine vorgekommen. Doch er freut sich sichtlich über diese neue Anregung: «Ich danke Ihnen herzlich, niemand hat je ausgerufen.»

*Frauen sind  
der Kontrapunkt des Lebens:  
der Punkt, der immer  
Kontra gibt.*





## VIP-Arrangement: «Giardino Ascona» Italianità nach Tessiner Art

Yoga oder Jogging, Fitness oder Faulenzen? Das Fünf-Sterne-Designhotel «Giardino Ascona» am Lago Maggiore definiert Dolce Vita zeitgemäss: Nichtstun ist möglich, aber keine Pflicht. Hier bestimmen Sie allein, was für Sie Erholung ist.

Das «Giardino Ascona» hat nicht viel mit einem konventionellen Luxushotel zu tun. Das Anwesen im toskanischen Stil, der prachtvolle Garten mit Seerosenteich, unzählige Lounges und Terrassen, drei Restaurants und ein Spa – das sind die Ingredienzien für Ihren unvergesslichen Aufenthalt.

Ganz im Süden, am Lago Maggiore, geniessen Sie die schönen Seiten des Lebens – mit sämtlichen Sinnen und inmitten der Tessiner Natur. Die stilvoll eingerichteten Zimmer sind hell und grosszügig. Starke Farben, natürliche Hölzer und kühle Stoffe machen die Räume zu entspannenden Rückzugsorten.

Haben Sie Appetit auf lokale und saisonale Küche? Dann erwarten Sie mediterrane Köstlichkeiten im «Hide & Seek» (ausgezeichnet mit 15 Gault-Millau-Punkten). Und mit dem «Ecco» (ausgezeichnet mit 2 Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten) beherbergt das «Giardino Ascona» sogar das beste Restaurant weit und breit.

Massagen, Kosmetik, Fitness, Pool oder Sauna – im «dipiù»-Spa finden Sie alles, was Ihr inneres und äusseres Wohlbefinden verbessert. Hier können Sie einfach die Welt um sich herum vergessen und neue Energien tanken. Gönnen Sie sich diese Auszeit für Körper und Geist!



### Platin-Club-Spezialangebot

#### Exklusives Leserangebot im Hotel «Giardino Ascona»

##### Leistungen:

- 2 Übernachtungen im DZ «Morgensonne»
- Upgrade DZ «Süd» (nach Verfügbarkeit)
- Willkommensgetränk
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- 3-Gang-Dinner im «Hide & Seek»
- Eintritt «dipiù»-Spa
- 10 % Rabatt auf Spa-Behandlungen (exkl. Ayurveda)
- City- und Mountainbikes
- Transfer zwischen Bahnhof und Hotel
- Ticino-Ticket

##### Spezialpreise (pro Person im DZ):

- 15. Mai bis 3. Juli 2020 und 16. August bis 18. Oktober 2020:
- Mid-Week: Fr. 535.– (statt Fr. 730.–)
- Weekend: Fr. 585.– (statt Fr. 840.–)
- 3. Juli bis 16. August 2020: Fr. 810.– (statt Fr. 880.–)

##### Buchung:

Gültig vom 15. Mai bis 18. Oktober 2020 (ausgenommen 21.–24. Mai, 30. Mai bis 1. Juni und 11.–14. Juni). Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an: reservation@giardino.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

##### Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich  
www.giardinohotels.ch/ascona

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# Der Garten als Wohnzimmer

Sandro Di Giovanni sorgt als Geschäftsführer von Hunn Gartenmöbel dafür, dass Balkone und Sitzplätze möglichst wohnlich sind.



«Mut zu farbigen Gartenmöbeln»: Geschäftsführer Di Giovanni.

## Herr Di Giovanni, welche Funktion haben Gärten und Balkone in der Gesellschaft?

Wie man nach der Aufhebung der Corona-Massnahmen deutlich gesehen hat, halten sich die Menschen sehr gerne draussen auf. Dazu gehören die Plätze, die man zu Hause hat. Das mediterrane Lebensgefühl prägt heute auch die Schweiz. Wir beobachten seit einigen Jahren, dass die Kunden ihre Gärten, Balkone und Terrassen als Erweiterung des Wohnzimmers betrachten und sie zunehmend wohnlicher und mit viel Liebe zum Detail gestalten. Für mich persönlich ist mein Balkon ein Ort, wo ich mit Freunden zusammen bin, das schöne Wetter und die Sonne geniesse und grundsätzlich positiv gestimmt bin.

## Woran zeigt sich die Aufwertung?

Die Kunden legen mehr Wert auf Qualität und Stil und sind bereit, mehr dafür zu bezahlen. Farben und Materialien sind natürlich ebenfalls wichtig. Auch draussen will man so wohnen und es so bequem haben wie drinnen in der Stube. Gärten und Balkone werden heute ganz bewusst möbliert und eingerichtet. Vor allem Lounges haben deutlich an Beliebtheit gewonnen. Je be-

quemer die Möbel sind, desto länger hält man sich darin auf. Und da sind dann wir als grösstes Gartenmöbelgeschäft der Schweiz gefordert, um den Kunden auf unserer Ausstellungsfläche von 2500 Quadratmetern eine möglichst breite Auswahl und professionelle Beratung zu bieten. Deshalb verkaufen wir zum Beispiel von verschiedenen Herstel-

## «Die Sessel lassen sich kaum mehr von Möbeln für drinnen unterscheiden.»

lern Tische in fast allen Grössen, Formen und Farben oder stellen sie sogar unter Berücksichtigung der Platzsituation beim Kunden selbst massgeschneidert her. Nur schon bei den Materialien für die Tischplatte kann man auswählen zwischen Glas, Granit, Holz, HPL [High Pressure Laminate, d. Red.] oder Keramik und diese individuell mit einem Tischgestell kombinieren.

## Wie hat sich die Corona-Krise auf Ihr Geschäft ausgewirkt?

Da wir ausgesprochen auf die Frühlings- und Sommersaison bezogen arbeiten, kam

der vom Bundesrat verordnete Shutdown für uns völlig zur Unzeit. Mitte März hatten wir bis unter das Dach gefüllte Lager, konnten aber von einem Tag auf den anderen das Geschäft nicht mehr öffnen. Einen Teil der Ausfälle konnten wir dank unserem Online-Shop, den wir noch ausgebaut haben, kompensieren. Ausserdem boten wir Videoberatungen mit Rundgängen durch die Ausstellung und einen Live-Chat an. Da mussten wir schnell reagieren. Corona war ein echter Prüfstein für uns. Seit der Wiedereröffnung am 11. Mai haben wir aber bei unseren Privat- wie Geschäftskunden einen grossen Nachholbedarf festgestellt.

## Welche Ansprüche werden an Gartenmöbel gestellt?

Am wichtigsten sind Langlebigkeit, Witterungsbeständigkeit und Komfort. Hier hat sich viel getan, gerade bei den Stoffen für Polster und Kissen, bei den Seilen für Stühle und bei den Outdoor-Teppichen. Diese bleichen nicht mehr aus, nehmen die Feuchtigkeit nicht auf und sind nach kürzester Zeit wieder trocken. Deshalb halten sie dem Wetter besser stand, bleiben über viele Jahre schön und bereiten lange Freude. Theoretisch könnte man diese Produkte das ganze Jahr über draussen lassen, was jedoch trotzdem kaum jemand macht.

## Gibt es Trends in der Branche?

Klassiker wie Lättli- oder Spaghetti-Stühle und Rattanmöbel sind nach wie vor gefragt. Zu den Evergreens zählen auch Chromstahlmöbel, die besonders pflegeleicht sind und weniger heiss werden, wenn die Besonnung intensiv ist. Diese Möbel repräsentieren das klassische Bild eines Gartenmöbels. Neu im Trend liegen moderne Gartenmöbel mit Schnurgeflecht, gepolsterte Sofas und Sessel mit Outdoor-Polstern. Die Sessel lassen sich kaum mehr von Möbeln für drinnen unterscheiden. Dieser Umstand unterstützt natürlich die eingangs erwähnte Funktionserweiterung von Gärten und Balkonen. Man hat wieder mehr Mut zu farbigen Gartenmöbeln. Trotzdem sind die beliebtesten und meistverkauften Gartenmöbel grau und schwarz. Farbtupfer werden mit Polstern und Zierkissen gesetzt. Beliebt sind sodann auf Balkonen mit begrenzten Platzverhältnissen multifunktionale Möbel: So lässt sich zum Beispiel aus einer Bank eine Liege machen oder aus einer Lounge ein Essplatz.

Sandro Di Giovanni, 38, ist seit September 2018 Geschäftsführer bei Hunn Gartenmöbel in Bremgarten. Von seiner Tätigkeit bei der Messe Schweiz her kannte er das Familienunternehmen mit rund 100 Mitarbeitenden schon vor seinem Stellenantritt bestens. Gartenmöbel sind für ihn mit positiven Emotionen verbunden. Den Ausgleich zum Berufsalltag findet er beim Fussball, Motorradfahren oder Surfen.

Die Fragen stellte Michael Baumann.



Tamaras Welt

## Ein Hoch auf Lisa Su

Der bestbezahlte CEO der USA ist eine Frau. Wo ansonsten jeder kleinste Lohnunterschied zwischen den Geschlechtern angeprangert wird, bleibt es erstaunlich still. *Tamara Wernli*

**L**isa Su führt als erste Frau die Liste der bestbezahlten CEOs eines US-Unternehmens im S&P 500 an. Gemäss einer Auswertung von Equilar und AP verdiente sie 2019 58,5 Millionen Dollar – mit grossem Abstand (fast 13 Millionen Dollar) vor dem Zweitplatzierten. Haben Sie in den Mainstream-Medien auch massenhaft Artikel gelesen über diesen herausragenden Erfolg? Über die erfreuliche Nachricht in Sachen Gleichberechtigung und Emanzipation? Ich auch nicht. Es hätte wohl das Gender-Pay-Gap- und das «Pro Quoten»-Narrativ arg in Schiefelage gebracht.

Meinem Ruf zuliebe muss ich diese kleine Diskrepanz natürlich aufgreifen. In erster Linie aber möchte ich eine grossartige Frau würdigen, die es in einer absoluten Männerdomäne mit Leistung, Fleiss und Kompetenz ganz nach oben geschafft hat.

Lisa Su, 50-jährige Amerikanerin taiwanesischer Abstammung, ist Chefin des Unternehmens AMD, das Mikroprozessoren und Chipkarten für Computer produziert und die Nummer zwei hinter Marktführer Intel ist. Ihr Lohn setzt sich laut der Computer-Website Pcgameshardware.de zusammen aus einem Basisgehalt von einer Million Dollar und riesigen Bonuszahlungen aufgrund von Börsenerfolgen ihrer Firma.

Es geht mir aber nicht nur darum, wie viel sie verdient. Su steht vor allem für herausragendes Leadership. Um ihren Erfolg in die richtigen Proportionen zu setzen, muss man wissen: Sie hat mit AMD nicht einfach ein erfolgreiches Unternehmen übernommen und dessen Ertrag um ein paar Prozent gesteigert. Su wurde Chefin im Jahr 2014, zu einer Zeit, als das Unternehmen ein Underdog in der Branche war, am Rande des finanziellen Ruins, und machte aus ihm einen Top-Performer. AMD ist

zwar auch heute noch ein Knirps neben Intel, aber mit den «Ryzen»-Prozessoren schaffte Su es 2017, ein äusserst konkurrenzfähiges Produkt auf den Markt zu bringen und damit den Riesen Intel ordentlich durchzuschütteln. Nun konnte man mithalten. Man muss sich das so vorstellen, wie wenn wir in unserer Garage ein Auto bauen und damit mit Mercedes konkurrieren könnten.

Startvorteil Mann? Systematische Diskriminierung Frau? Su beweist das Gegenteil. Was macht sie anders als jene Frauen, die sich als Opfer einer von Männern dominierten Arbeitswelt sehen? Ich weiss es nicht genau, habe aber eine Vermutung. Sie ist verheiratet – aber vielleicht nicht nur mit ihrem Mann, sondern auch mit dem Unternehmen. Vielleicht gehört sie zu den Frauen, die morgens um vier Uhr aufstehen, um sich den Kopf frei zu joggen, dann einen Avocado-Spinat-Shake mixen, bevor sie um sechs Uhr zur Arbeit fahren. Vielleicht denkt sie in ihrer Freizeit, wenn sie mit ihrem Mann alleine ist, über die Verbesserung der «Ryzen»-Prozessoren nach, vielleicht kreist ihr Leben ausschliesslich um Chipkarten und Mikrotechnik.

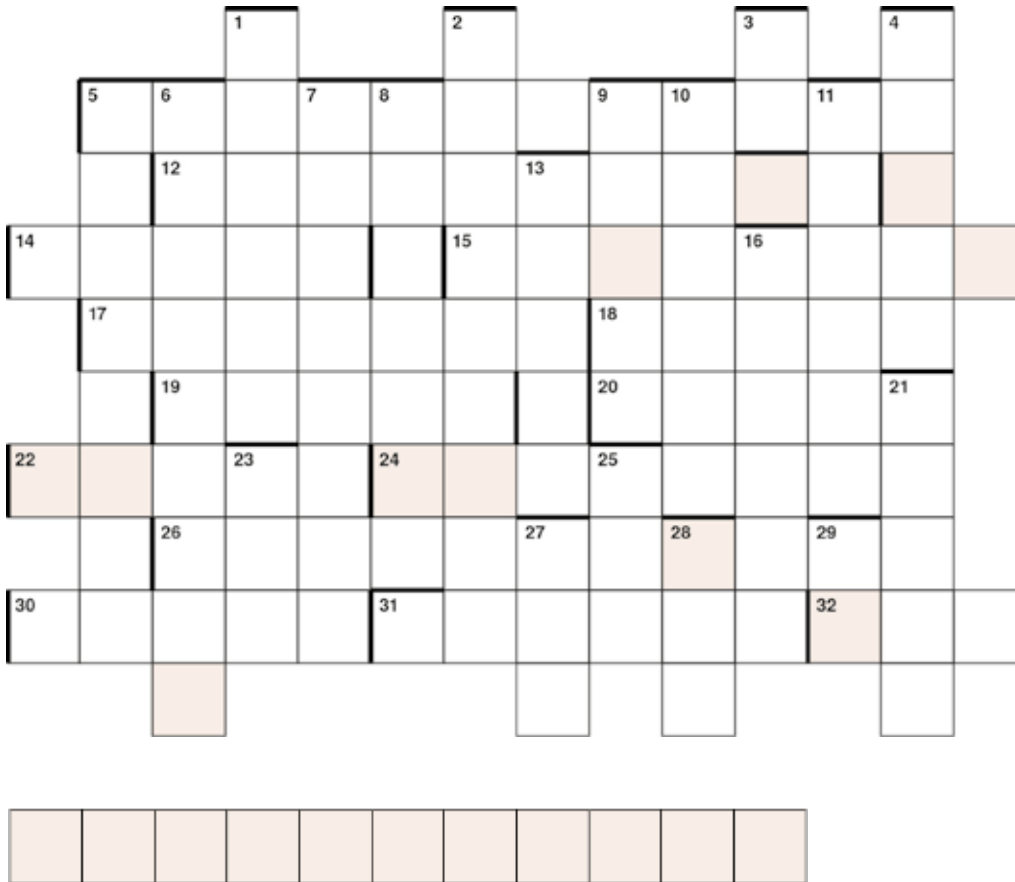
**W**as definitiv überliefert ist: Sie hat sich schon als Kind mit Mathematik und Technik beschäftigt; mit zehn Jahren reparierte sie die ferngesteuerten Autos ihres Bruders. Sie hat einen Bachelor, Master und Dokortitel in Elektrotechnik, alle vom renommierten MIT. Es sei immer ihr Traum gewesen, Chefin eines Halbleiter-Unternehmens zu sein, erzählt sie in Interviews, und die Leute hätten immer gestaunt, weil es ja nicht der übliche Mädchentraum sei: «Wie kannst du das wollen?!» An der Stelle gibt's Lacher im Publikum.

«Risk Taker» titelte CNN über sie. Offensichtlich hat sie viele richtige Entscheide im Leben getroffen, gute Innovationen vorangetrieben – ist Risiken eingegangen. Im Interview mit *Fortune Magazine* antwortet sie auf die Frage zum Schlüssel ihres Erfolges: «In dieser Industrie macht man Einsätze über lange Zeit, sie zahlen sich manchmal erst nach drei oder fünf Jahren aus. Wir fokussieren auf grossartige Produkte und sind uns immer im Klaren darüber, was wir nicht tun wollen.» Um die Mitarbeiter hinter ihre Entscheide zu versammeln, sei «extreme Kommunikation» nötig. «Man sagt etwas 75-mal, und dann muss man es nochmals 75-mal sagen.» Damit jeder die Strategie verinnerliche.

**E**ine Frau bestbezahlte CEO in Amerika – ich finde, diese Nachricht sollte eigentlich in allen Medien stehen. Gibt man aber ihren Namen in Zusammenhang mit «bestbezahlter CEO» bei Deutsch-Google ein, wird ihre Rekordleistung ausser von einigen Tech-Seiten kaum erwähnt (Stand: 7.6.).

Natürlich egalisiert Sus Erfolg nicht alle Missstände in der Arbeitswelt, und die gibt es auch. Aber wenn es den feministischen Journalisten wirklich um «Female Empowerment» ginge, müsste man sie doch exzessiv erwähnen und abfeiern – statt stillschweigen. Angesichts der unzähligen Artikel, wo jeder minimalste Lohnunterschied zwischen Mann und Frau ausgeschlachtet wird, uns permanent erklärt wird, warum es eine Frau im Job viel schwieriger hat, wo vorgefertigte Meinungen von der allgegenwärtigen Diskriminierung vor sich hergeschoben werden wie Panzer in der Schlacht, entbehrt das Aussparen solcher Erfolgsgeschichten nicht einer gewissen Ironie. Diese Art von Selbstbestimmung ist, so scheint's, für die Opfer-Theorie nicht ergiebig, man schießt sich lieber aufs Anprangern und Beklagen ein. Dabei wäre es doch sinnvoll, Frauen wie Su als strahlende Vorbilder für Emanzipation und Gleichberechtigung in Szene zu setzen: als Beweis, dass man es schaffen kann, wenn man das Zeug dazu hat. Herzliche Gratulation, Lisa Su!

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.  
Aktuelles Video auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Lösungswort** — Computertastaturen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **5** Al-lons en-fants de la Pa-tri-e, le jour de gloire est ar-ri-vé. **12** Erst nicht wenig, dann nicht schwer, lässt einen hoffen, jedoch nicht zu sehr. **14** Muss wohl eine bemerkenswert gute Birne sein, das erste echte Bullenschwein aus Hildesheim. **15** Einfach vor- oder rückwärts und dabei quer stets hin und her. **17** Ein freches, froschfüssiges Rüsseltier namens die ersten vier besucht immer dann den Herrn Taschenbier. **18** Die Leute von da oder, besser gesagt, dann gelten als besonders aufgeschlossen. **19** Der ritt angeblich vor dessen Verzehr das gleichnamige rohe Rind weich. **20** Loyalität aus dem Euter. **22** Er hält lieber die Oberlippe als die Ohren steif. **24** Im Ausland ein Ausländer und ausserdem ebendort ebendas. **26** Impliziert zwar alleine noch keine, aber die Kausalität ist eine. **30** Ist Frau oder Mann, ist an ihnen nichts dran. **31** Was man beim Rückwärtsabspielen der Pavarotti-Platte hört. **32** Die kurze Flucht beginnt und endet für User oben links.

**Senkrecht** — **1** Prominenter Lichtbrecher mit kongruenter Grund- und Deckfläche. **2** Süssling, Bitterling, Rötling, Grünling, Rehling, Gehling, Drehling. **3** Als Zweiheit präfigiert oder an Männchen wie Weibchen interessiert. **4** «In international affairs, a period of cheating between periods of fighting.» – Ambrose Bierce. **5** Mauerblümchenfarbe. **6** Sein Steckenpferd kann, meist petrolbetrieben, fliegen. **7** Der leuchtet nicht am Firmament, sondern lebt im Ikosaeder-Element. **8** Hält sich bedingt, auslesen anmassend, im Atelier versteckt. **9** Verleiht Farben Glanz und Farbe. **10** Klötzen wie die Pflugochsen. **11** Die vermutlich bekannteste steht splitternackt in der Galleria dell'Academia. **13** Bergsteiger müssen, um den zu sehen, gar *nicht erst* in die Berner Alpen gehen. **16** Das passende Adjektiv für die allerhöchste Eisenbahn. **21** Ein Anti-Kasper quasi, hat nämlich nichts zu lachen. **23** Der macht bekanntlich die Musik respektive la musique. **25** Gefällt Geiern an der Limburger Hauptstadt ausdrücklich gut. **27** Laissez-faire-leger oder lässig bis nachlässig. **28** Für 22 Waagrecht der absolute Klassiker unter den Biskuittunken. **29** Die Lsung ist, was ihr fehlt.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 670**

**Waagrecht** — **4** QUARANTAENEN: von franz. quarantaine = etwa vierzig **12** DUMPINGANGEBOT **14** AMPHIBIE **17** (Feld) SPAT **18** RUESTIG **21** KAPS: von lat. caput = Kopf **22** TERNAER: Anagramm von «erraten» **23** METIS: innerster bekannter Jupitermond **24** ZEH **25** SAI: Karatewaffe **27** NEOPREN **29** EWIG **30** EITERN **31** TEILEN: Geteiltes Leid ist halbes Leid und geteilte Freude ist doppelte Freude (Sprichwörter). **32** SEPPEL

**Senkrecht** — **1** [RAPPER]SWIL **2** ENG **3** REGSAM **4** QUARTETT **5** UM **6** RIH: Kara Ben Nemsis Pferd in den Orient-Romanen von Karl May **7** ANITA: Schlager von Costa Cordalis **8** TAI(fun) **9** ANEKDOTEN **10** NEPPER: «Vorsicht, Falle!Nepper, Schlepper, Bauernfänger» war eine Sendung des ZDF. **11** NOTHING: engl. nichts **13** BASTEN **15** MUEHE **16** Flotte/fleissige BIENEN **19** SNAIL: engl. Schnecke **20** GREIS: Schweizer Rapper **26** IGEL: Sonic the Hedgehog **28** PEP: von engl. pepper = Pfeffer **33** PC: Personal Computer

**Lösungswort** — **GEBIETSWEISE**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# Mozart im Wind

## Szenische Mozart-Collage

Freitag 26. Juni, 20 Uhr

Samstag 27. Juni, 20 Uhr

Theatersaal Weisser Wind

Oberdorfstrasse 20, 8001 Zürich

**Beginn** 20:00 Uhr (Türöffnung 19:45 Uhr)

**Eintritt** CHF 50.–

**Tickets und weitere Infos** [barbara-fuchs.com](http://barbara-fuchs.com)

**Barbara  
Fuchs**

# Konzert im Gartensaal

**Barbara Fuchs, Sopran**

**Praxedis Hug-Rütli, Harfe**

Musik von G. Fauré, C. Debussy

Samstag 4. Juli, 20 Uhr

Villa Boveri, Ländliweg 5, 5400 Baden

**Beginn** 20:00 Uhr

**Eintritt** CHF 50.–

**Tickets und weitere Infos** [barbara-fuchs.com](http://barbara-fuchs.com)

**Barbara  
Fuchs**